



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Miszellen

Klöster in der Region

Fragen der Regionalgeschichte. Gedanken zur Tagung am 7.11.1998 in Paderborn

von Jens Schneider

Kirchengeschichte ist eine besondere Teildisziplin der Geschichtswissenschaft. Ihr Spezifikum liegt nicht darin, dass sie mit gleichem Recht Teil der Theologie ist; dies gilt entsprechend auch für die Rechtsgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Technikgeschichte etc. Wer mit Kirchen- oder Ordensgeschichte sich beschäftigen will, muss nicht allein die zeitliche Distanz überwinden, um das Vergangene begreifen und beurteilen zu können, sondern er ist mit einer Alterität noch anderer Art konfrontiert: Er sollte die kirchlichen Strukturen verstehen. Das geht soweit, dass der Historiker sich fragen lassen muss, ob er als Laie überhaupt zu einer gültigen Wertung kommen könne, oder ob nicht nur Ordensleute ihre Geschichte gleichsam als Insider erforschen sollten. So hat es zu allen Zeiten genug Kleriker gegeben, zumeist Benediktiner, die sich um die Kirchengeschichte verdient gemacht haben, von den französischen Gelehrten des 17. und 18. Jahrhunderts über Kassius Hallinger bis etwa zum Siegburger Mauritius Mittler.

Ein kurzer Blick auf die Entwicklung des Mönchtums zeigt, dass Mönchsein nicht mit drei Gelübden (Armut, Keuschheit, Gehorsam) und einem gemeinsamen Leben unter dem Prinzip der Egalität erklärt ist. Monastische Lebensweise und Ideale waren vielfachen Änderungen unterworfen. Ihr Ursprung ist im nichtklerikalen ägyptischen Wüstenmönchtum der Spätantike zu sehen, also im Beispiel einiger Eremiten (Antonius). Dieser anachoretischen Tradition wurde durch normative Regeln der Kirchenväter (Pachomius, Hieronymus, Augustin, Benedikt von Nursia) immer stärker ein koinobitisches Ideal entgegengestellt, das ein Leben in Gemeinschaft (*coenobium*) vorsah. Bis ins frühe Mittelalter kann man zwei Ausrichtungen des abendländischen Mönchtums beobachten. Im westlichen Gallien herrschte das martinische Ideal (Martin von Tours) vor, das dem Gedanken der Anachorese verpflichtet war und in seinem Individualismus genau darauf verzichtete, was später die *vita communis* ausmachen sollte: die *stabilitas loci* und eine regulierte Klo-

stergemeinschaft. Das südostgallische Mönchtum dagegen organisierte sich verhältnismäßig streng und brachte eine Reihe von Mönchsregeln oder Bearbeitungen hervor. Erwähnenswert ist hier Caesarius von Arles, der um 500 ein Frauen- und ein Männerkloster gründete und dafür die erste Frauenregel verfasste sowie die Klausur einführte. Spätestens zu diesem Zeitpunkt war das Klosterleben zu einer elitären Angelegenheit geworden, worunter auch zu verstehen ist, dass der Eintritt in ein *coenobium* nicht umsonst war. Hier wird das Konfliktpotential deutlich: Adelige Klostergründer oder -insassen konnten nicht immer einsehen, dass auch sie den Regeln sich zu fügen hätten, was zu Streitigkeiten führen konnte, mitunter auch zum Aufstand mit allen denkbaren Ausschweifungen, wie sie Gregor von Tours über das Radegundiskloster in Poitiers berichtet.¹ Eine neue Entwicklung brachte das 7. Jahrhundert mit der Verbreitung des deutlich stärker asketisch geprägten irischen Mönchtums in der Folge Columbans (Gründungen u. a. Luxeuil, Bobbio). Die lange Zeit gültige Vereinheitlichung, die Anfang des 9. Jahrhunderts von Benedikt von Aniane, dem engen Berater Ludwigs des Frommen, durchgesetzt wurde, nahm die Vorstellungen des fortan berühmten, älteren Benedikts († um 547), des Gründers von Monte Cassino, zum Vorbild. Damit wurden alle anderen Regeln (*Regula mixta*, *Regula magistri* etc.) zugunsten der *Regula Benedicti* unterdrückt. Auch die intellektuellen Cluniazenser und die arbeitenden Zisterzienser 100 bzw. 300 Jahre später blieben ihr verpflichtet, ebenso die Ritterorden des 12. Jahrhunderts. Neue Impulse kamen mit den Bettelorden des 13. Jahrhunderts auf, die eine augustinische Familie bildeten und durch Mobilität und Präsenz in den Städten gekennzeichnet sind. Im Spätmittelalter wird die Entwicklung des Mönchtums durch die vielen

¹ Gregorii episcopi Turonensis libri historiarum X, hg. von Bruno Krusch und Wilhelm Levison (MGH SS rer. Merov. I,1), Hannover 1951, IX 39–44, X 15–20, S. 460–513.

unterschiedlich oder gar nicht regulierten Stiftsgründungen und -neubesetzungen durch Kanoniker/Kanonissen, Chorherren, Beginen u. a. sowie das generelle Problem der Zuordnung zönotischer Gemeinschaften unübersichtlich. Weniger Einfluss auf die Klösterlandschaft als man denken sollte hatte die Reformation. Eine echte und – nicht nur in Paderborn – folgenreiche Neuerung waren allerdings die 1540 vom Papst bestätigten Jesuiten. Es ist festzustellen, dass der Prozess der Auffächerung der monastischen Tradition(en) sich in der Neuzeit fortsetzt. Der unterschiedlichen und wechselnden Aufgabenstellung der Orden und der unterschiedlich starken Verankerung der Klöster in den weltlichen Herrschaftsbereichen auf der einen Seite stehen auf der anderen Seite der Wille zur Vereinheitlichung und die deutlich verbesserten Kommunikationsmöglichkeiten entgegen. Die Heterogenität der monastischen Landschaft ist also ein Phänomen, das ins frühe Mittelalter zurückreicht.¹

In den materiellen, noch heute fassbaren Konkretisierungen trifft die Ordensgeschichte sich mit der Regionalgeschichte. An diesem Schnittpunkt versammelte die Tagung Archäologen, Kirchen-, Kunst- und Wirtschaftshistoriker im Auditorium Maximum der Universität, die aus verschiedenen Blickwinkeln über „Klöster in der Region“ sprachen. Bei Klöstern und Orden assoziiert man Spezialisten für die Geschichte des Mönchtums wie Friedrich Prinz²,

Christian Courtois³, Adalbert de Vogüé OSB⁴, Josef Semmler⁵, Joachim Wollasch⁶, Franz J. Felten⁷ oder eben Kaspar Elm, mit dem der Veranstalter Frank Göttmann (FB 1 der Universität) einen ausgewiesenen Fachmann vorstellen konnte.

Ausgehend von der Frage „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Ordensgeschichte?“ umriss Prof. Dr. Kaspar Elm (FU Berlin) die Entwicklungsgeschichte des Mönchtums und, als ein zwangloser Metadiskurs, die seiner Forschungsdisziplin. Er legte Wert auf die Feststellung, dass der Gang ins Kloster nicht der Aufgabe jeglicher Individualität gleichkomme, und dass zu allen Zeiten das klösterliche Leben von innen und von außen kritisiert worden sei. Ein Beispiel dafür sei die „querelle de froc“, der von den Reformorden ausgehende Streit um Auslegung und Anciennität der einzelnen Regeln. Eine geradezu ordenfeindliche Haltung habe der Lutheranismus hervorgebracht, die vom Nationalsozialismus und Marxismus unwissenschaftlich ideologisiert worden sei. Öffentliches Interesse und Anerkennung habe die Ordensgeschichte erst in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts erfahren; die emotionslose Einschätzung der Klöster als „Pflanzschulen weltlicher und geistlicher Eliten“, als „Promotoren“ des technischen und landwirtschaftlichen Fortschritts sei eine Errungenschaft dieser Zeit. Elm verglich die einzigartige und hervorragende Rolle der verschiedenen Orden in Mittelalter und Neuzeit mit der der politi-

¹ Zur Lektüre sei verwiesen auf: Klosterleben im deutschen Mittelalter nach zeitgenössischen Aufzeichnungen, hg. von Johannes Bühler, Leipzig 1921, ND als Insel-TB Frankfurt a. M. 1989; Die großen Ordensregeln, hg. von Hans Urs von Balthasar, Einsiedeln 1994; Ekkehard IV., Casus Sancti Galli, hg. und übers. von H. Haefele, Darmstadt 1991. – Gangolf Schrimpf (Hg.), Kloster Fulda in der Welt der Karolinger und Ottonen (Fuldaer Studien, 7), Frankfurt a. M. 1996; Theo Kölzer et al., Die Kultur der Abtei St. Gallen (Bonner Akademische Reden, 77), Bonn 1997.

² Frühes Mönchtum im Frankenreich. Kultur und Gesellschaft in Gallien, den Rheinlanden und Bayern am Beispiel der monastischen Entwicklung (4. bis 8. Jahrhundert), München 1988. Auf Prinz geht auch die Antithese von aquitanischem und „Rhönemönchtum“ zurück.

³ L'évolution du monachisme en Gaule de St Martin à St Columban, in: Il monachesimo nell'alto medioevo e la formazione della civiltà occidentale (Settimane di studi del Centro italiano di studi sull'alto medioevo 4, 1956), Spoleto 1957, S. 47–72.

⁴ La communauté et l'abbé dans la règle de St Benoît, Paris 1961.

⁵ Karl der Große und das fränkische Mönchtum, in: Karl der Große. Lebenswerk und Nachleben, Bd. 2: Das geistige Leben, hg. von Bernhard Bischoff, Düsseldorf 1965, S. 255–289.

⁶ Mönchtum des Mittelalters zwischen Kirche und Welt (MMS 7), München 1973.

⁷ Herrschaft des Abtes, in: Herrschaft und Kirche. Beiträge zur Entstehung und Wirkungsweise episkopaler und monastischer Organisationsformen, hg. von Friedrich Prinz (Monographien zur Geschichte des Mittelalters, 33), Stuttgart 1988, S. 147–296.

schen Parteien in der neuesten Zeit. Entmythologisierend sei die integrative Funktion und starke Einflussnahme auf die Gesellschaft zu betonen, aber auch die Reflexion auf eigene Aufgaben, die eben über die *vita communis* als Selbstzweck auf dem Weg zum Seelenheil hinaus die Wechselbeziehung zur Gesellschaft immer neu definierte. So ist im Selbstverständnis wie in der Organisation ein Wandel vom gottgefälligen Leben als Selbstzweck zur gesellschaftlichen Funktionsgröße, vom autarken Kloster zu hierarchisch strukturierten Kongregationen zu beobachten – wobei als Vorstufe die *cella* des Eremiten oder der Reklusin zu ergänzen wäre. Die Anpassungsfähigkeit der Orden beschränkte sich aber nicht auf die „harmonische Entfaltung vorgegebener Entelechien“, sondern zeigte sich in der Umformung von Grundsätzlichkeiten in Reaktion auf Krisen, weshalb beispielsweise die heutigen Benediktiner wenig mit ihrem Gründervater verbände, sondern sie vielmehr von Neoromantik und Historismus geprägt seien.

Als Antwort auf die Eingangsfrage legitimierte Elm Ordensgeschichte unter Bezug auf Jacob Burckhardt als eine Facette der vielfältig von Geschichte gestalteten Umgebung des Menschen; bei deren Erforschung sei die Ordensgeschichte auch ein Beitrag zur Regionalgeschichte.

Unklar blieb allerdings die Intention seiner mahnenden und klagenden Randbemerkungen, dass niemand mehr in die Kirche gehe und daher auch keine Kenntnis der Inhalte und Strukturen des Gottesdienstes im weitesten Sinn habe, auf dem Wege der Wissenschaft aber viele zu erreichen seien. In einer fortgeschritten säkularisierten Gesellschaft kann es nicht verwundern, dass diese Dinge neu erlernt und gelehrt werden müssen. Als Aufgabe seiner Wissenschaft wollte er das aber offenbar auch nicht sehen, da er gerade bei der unsentimentalen Hinwendung zum Ordensleben als Historie fürchtete, dessen *Proprium* ginge verloren. Rein erlerntes Wissen sei ohne die Praxis des Gläubigen irrelevant und führe zu keiner gültigen historischen Erkenntnis.

Man kann dies entweder als Plädoyer für Spezialistentum verstehen, oder als Aberkennung der Urteilskompetenz des Nichtchristen in allen kirchlichen oder Glaubensfragen. Letzteres hätte zur Konsequenz, dass Kirchengeschichte tatsächlich nur von praktizierenden Christen,

Ordensgeschichte womöglich nur von Mönchen, und, Insidewissen als *conditio sine qua non* verstanden, mittelalterliche Geschichte nur von Zeitgenossen erforscht und verstanden werden könne. Diese sind leider rar geworden. Der Nutzen möglichst intimer Kenntnis des Forschungsgegenstands ist nicht zu bestreiten; wo aber beginnt die dem historischen Urteil abträgliche emotionale Befangenheit? Ist nicht eher eine andere Art der – theoretischen – Vertrautheit zu propagieren, und das wäre die Antwort auf die erste Deutung der Bemerkungen Elms, nämlich eine Bündelung verschiedener Perspektiven, die von Lucien Febvre schon 1933 in Aussicht genommene Konkordanz der Methoden¹, mit einem Wort, die interdisziplinäre Annäherung?

Archäologische Fragestellung und Vorgehensweise konnte Frau Dr. Gabriele Isenberg (Westfälisches Museum für Archäologie, Münster) in ihrem Vortrag „Die Entwicklung des Reichsklosters Corvey in seinen Raumbezügen von der Gründung bis zur Säkularisation“ veranschaulichen. Das vom alten Mutterkloster Corbie unweit Amiens (7. Jh.) aus gegründete Benediktinerkloster *Nova Corbeia* ist in seiner Rolle als Reichsabtei, Missions- und Pilgerzentrum wie auch in seiner Filiationsfunktion, die die Region mit dem Reich gleichsam vernetzen sollte, in Ostwestfalen zur Genüge bekannt.

Die Klosterkirche St. Stephanus und Vitus, die sich heute mit karolingischem Westwerk und barockem Langhaus präsentiert, wurde im wesentlichen in drei Bauphasen errichtet (9. und 17. Jahrhundert). Die zentrale Bedeutung in Sachsen schon bald nach der Gründung belegen die in den 860er Jahren erweiterte Klosteranlage sowie die mit Markt- und Münzrecht ausgestattete Siedlung im südlichen Weserbogen. Diese *civitas* Corvey erlebte im 12. Jahrhundert ihre Blütezeit, verlor den Stadtstatus im 14. um im 15. Jahrhundert wüst zu fallen. Die gezeigten Grabungsbefunde (Häuser mit Steinkeller) legen nahe, dass es möglicherweise um die bedeutendste Stadtwüstung Westfalens sich

¹ Examen de conscience d'une histoire et d'un historien [Antrittsrede am Collège de France], in: *Combats pour l'histoire*, Paris 1995 [erstmalig 1953], S. 3–17: „Collaboration des hommes, concordance des méthodes, analogie des développements“ (S. 14).

handelt, die im Konkurrenzkampf gegen die *villa Huxori* (Höxter) unterlag (wie †Balhorn gegen Paderborn). Zwischen den Fronten lagen vier Propsteien und Klöster: †Nienkerken, das noch ergraben werden müsste, Brenkhausen, †St. Aegidius im Brückfeld und †tom Roden. Ergiebig zeigte sich dabei das nordwestlich Corvey gelegene Kleinkloster tom Roden; die Anlage ist aufwendig ausgeführt, was besonders in der Wasser- und Heiztechnik sich manifestiert. Zudem wurden Silberbarren (Großwährungseinheit) und Prägestempel aus dem 12./13. Jahrhundert gefunden, die auf Buchproduktion hinweisen. Die Klosterkirche in der ergrabenen Form stammt aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, der gemischt belegte Friedhof weist darauf hin, dass sie auch als Pfarrkirche des Dorfes Roden fungierte. Das Maria Magdalenenpatrozinium könnte auf ein Sühnemotiv für die Gründung verweisen, wie überhaupt die Frage sich stellt, welche herausgehobene Bedeutung dieser vom Kloster Corvey bestätigte Konvent hat haben können. Wurde das Kloster unmittelbar von Corvey gegründet, oder, „ein verführerischer Gedanke“, das Kloster als Gegenmodell zu Corvey, „von Befürwortern der gerade in Westfalen fußfassenden Reformorden“?

Als dritter Referent des Vormittags berichtete Dr. Roland Pieper (Landschaftsverband Westfalen-Lippe=LWL) über „Dalheim – Nutzungskonzepte und Nutzungen der ehemaligen Klosteranlage von 1803 bis heute“. Das im 13. Jahrhundert von Augustiner-Nonnen gegründete, Ende des 14. Jahrhunderts verlassene Kloster wurde 1429 dem Kloster Böödeken inkorporiert. Die Böödeken Mönche, selbst noch nicht lange dort ansässig (vgl. Vortrag Rüthing), „sammelten“ die wüstgefallenen Dalheimer Ländereien. Die Anlage wurde wiederaufgebaut und 1452 in die Selbständigkeit entlassen. Wiewohl diese Bauten aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit Hypocaustum kaum als bescheiden gelten konnten, wurden bis 1740 bedeutende Umbau- und Erweiterungsmaßnahmen durchgeführt, sodass bei der Aufhebung 1803 ein auch wirtschaftlich funktionierender barocker Organismus mit Imkerei, Gartenkunst, Bibliothek, Scriptorium und „reicher

Musiziertätigkeit“ zerstört worden sei.¹ Obwohl sie überwiegend aus Stadtbürgerkreisen (Paderborn, Geseke, Brilon, Münster) stammten, könne man von einem „quasi-adeligen Lebensgefühl der Konventualen“ im 18. Jahrhundert sprechen.

Die Aufhebungskommission befand, die Mönche wirtschafteten nicht effizient, wobei als Vergleich die großen Höfe in Pommern und Schlesien dienten. Dennoch folgte der Säkularisierung der Niedergang: Die vielleicht älteste Tagelöhnerkolonie Westfalens wurde schon im nächsten Jahr (1804) verpachtet, beide aufeinanderfolgenden Pächter „scheiterten an Dalheim“, ebenso wie der von Berlin eingesetzte Administrator. Einerseits habe auch das neue Konzept (Kartoffelanbau, Geflügel- und v. a. Schafzucht, Wassermühle) keine Besserung gebracht, andererseits sei die preußische Domäne ein Fremdkörper im katholischen Umland geblieben... Die landwirtschaftliche Nutzung der Sakralräume, etwa der Sakristei als Fohlenstall, und die Nichtbeachtung der katholischen Feiertage mögen dazu beigetragen haben. Auch im 20. Jahrhundert änderte sich lange nichts. Der Restaurierung kam die Wirtschaftskrise dazwischen, und das geplante Freilichtmuseum wurde nach der Neuordnung in Bundesländer in Detmold eingerichtet.

Seit dem Ankauf durch den LWL 1979 wurden Grabungen durchgeführt; die Restaurierung beschränkt sich auf Bestandssicherung, so des bis 1737 barockisierten Westflügels. In den letzten zwei Jahren erfolgte der Übergang zum publikumsoffenen Museumsverkehr, was Führungen, Aktionstage, Wechelausstellungen² u. a. m. einschließt; der sogenannte Dalheimer Sommer scheint gut angenommen, und eine Museumsbuchhandlung ist geplant. Für die Technikgeschichte interessant ist eine rekonstruierte Getreidesortier- und -reinigungsanlage von 1926. Weiterreichende Pläne zielen auf den Ausbau zu einem Kulturzentrum. Es bleibt abzuwarten, wo inmitten der

¹ Dass die Barockisierung der Gebäude und die besondere Pflege der (Kirchen-)Musik durchgängig in der Klosterlandschaft des 17. Jh.s eine Rolle spielt, hat jüngst Werner Vogler wieder betont: Rez. „900 Jahre Benediktinerabtei Marienberg 1096–1996“, in: SZG 48 (1998), S. 411f.

² Hier wäre die Wanderausstellung „Die Kultur der Abtei St. Gallen“ zu nennen (18.4.–30.5.1999).

von Pieper genannten Projekte sich dieses konzeptuell einordnen wird, mit anderen Worten: Welcher Art wird eine solche Institution sein, und wie wird sie zwischen Museumsdidaktik und Westfälischer Klosterstraße sich definieren?

„Zur Wirtschaftsgeschichte westfälischer Klöster“ äußerte sich Prof. Dr. Heinrich Rüthing (Universität Bielefeld) und stellte damit nach der Mittagspause den Anschluss an Dalheim her. Für ein „erstes revirement der Klosterlandschaft im östlichen Westfalen“ vor der Reformation könne Kloster Dalheim, das etwa 60 Jahre lang brach lag, als repräsentativ gelten. Anhand der Beispiele Böddeken und Falkenhagen stellte er die Abelsche Theorie¹ von der spätmittelalterlichen Strukturkrise vor.

Böddeken, kurz nach 836 als Kanonissenstift gegründet und damit ältestes Kloster im Hochstift Paderborn, beherbergte im Hochmittelalter auch einige Kanoniker (geteilte Mensa); der Niedergang seit 1390 ist nach Rüthing keinesfalls damit zu erklären, dass die adeligen Klosterinsassen nicht selber körperlich arbeiteten (was sie vorher auch nicht getan hatten) oder zu kostspielig lebten. Vielmehr seien – wie auch in vielen anderen Fällen – die Abelschen Faktoren Bevölkerungsrückgang (besonders nach dem Pestjahr 1348), sinkende Getreidepreise und im Wert steigende Handwerksprodukte als Ursache zu betrachten. Ein Einschnitt in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ist dadurch gekennzeichnet, dass immer mehr Bauern ihre Höfe aufgaben, den verbleibenden Abgabenreduktion gewährt werden musste, mit der Folge, dass die auf Getreidewirtschaft konzentrierten Siftsbesitzungen die Kanonissen nicht mehr ernähren konnten. Wohl ist der Aufschwung, der nach der Übernahme durch Chorherren aus Zwolle stattfand, mit körperlicher Arbeit zu erklären; die Leistungsträger indes waren nicht die eigentlichen Chorherren, sondern die Laienbrüder, die bis Mitte des 15. Jahrhunderts die Klosterwirtschaft aufgebaut und sogar erweitert hatten. Dem Widerstand des örtlichen Adels zum Trotz sei so ein landwirtschaftlicher Musterbetrieb mit 27 Chor-

herren und 150 Konversen entstanden, der von 1451 bis etwa 1470 den Viehbestand verdoppeln konnte.

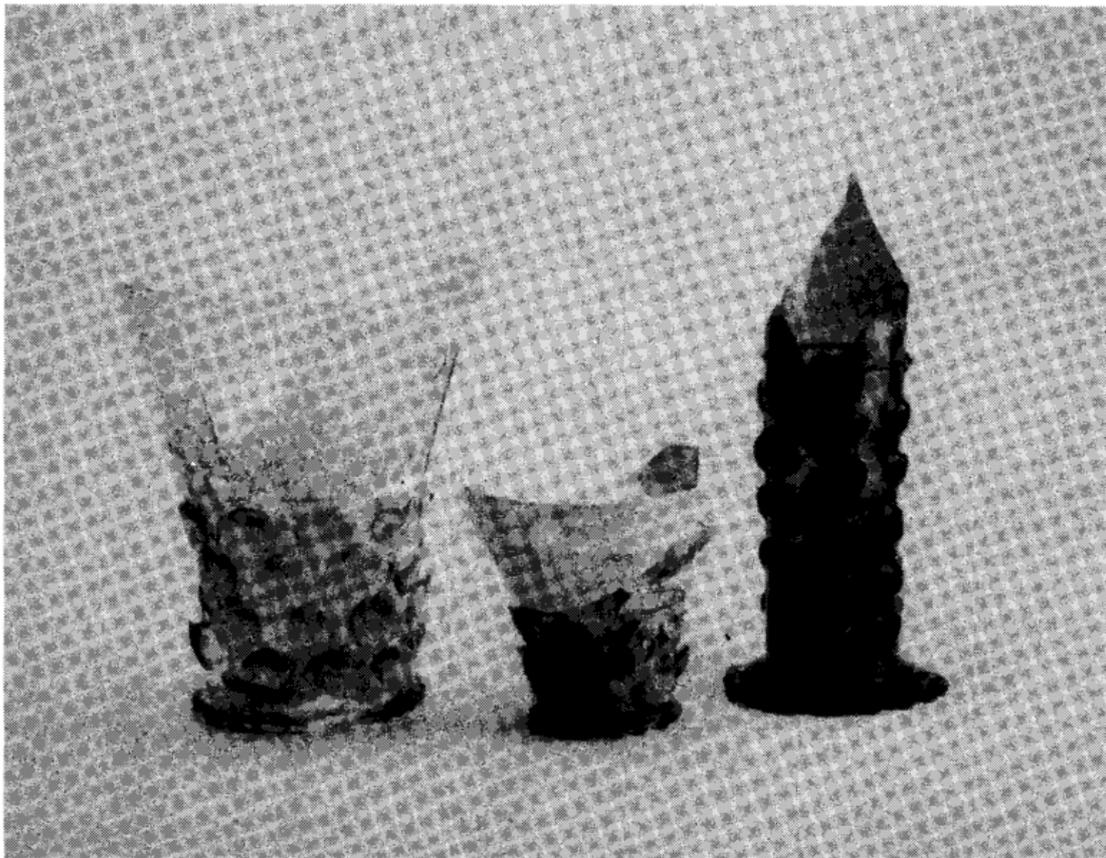
Die Frage, warum das 1247 nach Falkenhagen verlegte florierende Zisterzienserinnenkloster nach seiner Zerstörung 1407 nicht wieder aufgebaut wurde, erklärte Rüthing wiederum mit Wilhelm Abel. Infolge der Wirtschaftskrise liefen auch hier die bäuerlichen Ernährer davon, das Kloster wurde 1432 durch die (augustinischen) Kreuzherren von Huy übernommen. Diese mussten ihre monastische Ordnung ändern um Eigenarbeit einbringen zu können, durften sie doch als Chorherren nur der Lektüre und dem Chorgebet sich widmen. Die Falkenhagener übernahmen bald auch Hönscheid und Lintfeld.

In der anschließenden Diskussion wurden die Thesen Rüthings heftig infrage gestellt, was nicht verwundert, da hier ein Grundproblem der Geschichtswissenschaft² angesprochen wurde. Gestritten wurde hauptsächlich um die Gewichtung, d. h. ob die geschilderten Vorgänge wirklich als grundlegende Veränderung der Klosterlandschaft bezeichnet werden können, ob dies tatsächlich auf die wirtschaftliche Entwicklung zurückgeführt und ob das Entstehen dieser neuen Männerklöster mit sozialer Öffnung und verändertem monastischen Ideal („Arbeit als Askese“) als historische Umorientierung gewertet werden kann, oder nicht eher als Herausforderung, die von den Orden in Rückbesinnung auf alte Ideale gemeistert wurde (Elm).

Den Schritt vom Überbau des Historikers zur archäologischen Basis, um für einen Moment bei der materialistischen Terminologie zu bleiben, vollzog Dr. Matthias Wernhoff (Museum in der Kaiserpfalz), der dankenswerterweise kurzfristig für Dr. Hans-Werner Peine eingesprungen war. Er zeigte sich mit dessen Vortragsgegenstand „Mittelalterliche und frühneuzeitliche Sachkultur in westfälischen Klöstern“ bestens vertraut und präsentierte anhand einiger Dias verschiedene Grabungsfunde. Dabei wur-

¹ S. etwa: Wilhelm Abel, Strukturen und Krisen der spätmittelalterlichen Wirtschaft (Quellen u. Forschungen z. Agrargeschichte, 32), Stuttgart/New York 1980.

² Bezeichnenderweise wurde Abel besonders von materialistischen Historikern kritisiert mit dem Vorwurf, zu einseitig die streng ökonomischen Prozesse verantwortlich zu machen, und die ökonomischen Strukturen (Produktivkräfte etc.) zu vernachlässigen.



Gläser aus dem 16. Jahrhundert aus der Kloake der Abtei des Damenstiftes Herford

de deutlich, wie schlecht die Funde zur Sachkultur eine Unterscheidung zwischen monastischen und anderen Siedlungen erlauben. Im Kloster Liesborn (Diözese Münster), das im 9. Jahrhundert als Kanonissenstift gegründet, im 12. in ein Benediktinerkloster umgewandelt wurde, lassen Funde aus dem 10. Jahrhundert (mit Goldblech umwickelter Faden, Mosaikstein, tauschiefter Sporn) vermuten, dass ein Profangebäude auf dem Stiftsgelände der Gründerfamilie als Wohnung diente. Auch die Datierung ist sehr schwierig, da die Objekte des frühen und des hohen Mittelalters unspezifisch sind.

Diese Probleme zeigten sich auch beim Herforder Damenstift, das mit der Gründung vor 800 das älteste in weitem Umkreis ist. Bei der Ergrabung der ehemaligen Stiftsklausur, die an die Münsterkirche anschloss, konnte eine ansehnliche Reihe verschiedenster Objekte sichergestellt werden: wie immer, Keramik-

scherben, dann Reste von Kämmen, vielleicht Griffel, Messerchen, in einem Nebengebäude des 14. Jahrhunderts Buchschließen und -prägestempel. Andere Funde belegen den höheren Lebensstandard der Äbtissin: Siegburger Töpferei und ein bedeutender Glasfund holländischer oder gar venezianischer Provenienz, darunter ein hohler Glaspallus mit Verschluss.

Ausblickende Bemerkungen Dr. Wemhoffs bildeten den Übergang zur Schlussdiskussion. Dabei kam der Direktor des hiesigen Museums (noch) des LWL auf Dalheim zurück; inmitten all der vielversprechenden Projekte dürfe das Besondere der Dalheimer Anlage nicht verspielt werden, nämlich das ursprünglich mittelalterliche Klosterkonzept und die Zeugnisse der Alltagskultur. Beim Blick auf Dalheim, der – so ergab es sich – hier von archäologischer, historischer und kunsthistorischer Seite her erfolgte, wurde am Einzelfall deutlich, was als Ergebnis der Tagung gelten kann: Die Geschichte lebt

nur aus ihren Teildisziplinen, mehr noch, sie ist auf die ergänzende Perspektive jeweils zuständiger Nachbardisziplinen angewiesen. Die Beschäftigung mit Klöstern und Mönchen kommt nicht ohne Kenntnis des monastischen Lebens aus, andererseits genügt es nicht, einen Orden zu kennen, sondern man muss über ein breiteres Wissen verfügen, um ein Urteil wagen zu können. Eine geschichtliche Landeskunde, die ohne Einbettung in die „große Geschichte“ zur undifferenzierten Heimatkunde wird, kann im

kleinen eine Zusammenschau der fachspezifisch verschiedenen Perspektiven und Methoden leisten und über ihre Ergebnisse sich als repräsentative Regionalgeschichte ausweisen und zugleich selbst definieren.

So hat die Tagung den Bedarf des interdisziplinären Diskurses vor Augen geführt und zugleich das Paderborner Modell der engen Zusammenarbeit von Historikern und Archäologen bestätigt.

Die geschuldete Erinnerung. Gedenken und Erinnern in Paderborn nach 1945

von Margit Naarmann

Diesen Vortrag hielt Frau Dr. Naarmann am 7. Dezember 1998 aus Anlaß der Vorstellung ihres Buches „Von ihren Leuten wohnt hier keiner mehr“ – Jüdische Familien in Paderborn in der Zeit des Nationalsozialismus, das als Band 7 der Reihe „Paderborner Historische Forschungen“ des Vereins für Geschichte an der Uni-GH Paderborn erschienen ist.

Der Schweizer Schriftsteller Max Frisch schreibt in seinem Tagebuch, ein Jahr nach dem Ende des grauenvollen Zweiten Weltkrieges: „Leider ist es ja so, daß das Geschehene, noch bevor es uns wirklich fruchtbar entsetzt hat, bereits überdeckt wird von neuen Untaten.... Das Geschehene geschehen sein lassen! Jeder sagt, das weiß man nun. Wenn man an Ort und Stelle steht, weiß man, daß man es durchaus nicht weiß, das Unvorstellbare entzieht sich unserem Gedächtnis, und das ist gut so, aber einmal - glaube ich - muß das Entsetzen uns erreichen, sonst gibt es kein Weiter!“

Erst nach und nach waren in den Monaten nach Kriegsende die entsetzlichen Greuel- und Mordtaten des NS-Rassenwahns in die Öffentlichkeit gedrungen. Die Gefühlslage schlug um von völliger Fassungslosigkeit über diese Untaten des Naziregimes zur Empörung und Wut gegenüber den Tätern und wandelte sich schließlich zu brennender Scham. Sie wurde indes bald überlagert von leidenschaftlicher Ablehnung gegenüber dem Vorwurf von Seiten der Sieger, jeder Deutsche sei mitschuldig an diesen Greueln. Für die Deutschen wiederum war das völlige Unverständnis der Sieger für ihr Leben in einer Diktatur mit totalitärem Anspruch ebenfalls nicht begreiflich. Die Abwehr eines Schuld- und Leidensdrucks diente dann zwei Funktionen, zum einen der entschiedenen

Zurückweisung der Kollektivschuldthese, zum andern der Beteuerung, nichts von der Judenvernichtung gewußt zu haben. Das Schweigen, Verdrängen oder das Schlußstrich-Ziehen forderte die Engagierten zu um so größerer Anstrengung heraus: oftmals mit dem traurigen Erfolg verstärkter Abwehr der Umgebung.

Bereits Anfang April 1945 hatte die britische Militärregierung die Verwaltung der Landkreise Paderborn und Büren übernommen. Die Briten bemühten sich, die Verwaltung schnell in deutsche Hände zu übergeben und nahmen es mit der Säuberung der Verwaltungen sehr ernst, aber es war nicht leicht, Personen ohne NS-Vergangenheit zu finden. Zunächst wurde auf der Grundlage einer Anweisung des Alliierten Kontrollrats entnazifiziert. 1946 beschloß die britische Militärregierung, unbelastete Deutsche beratend in das Entnazifizierungsverfahren einzubeziehen. Vorsitzender der zuständigen Paderborner Berufungskammer für die Kreise des ehemaligen Hochstifts wurde Rechtsanwalt Erhart, der wegen seiner Amtsführung ein hohes Ansehen genoß (Gemeinsam mit seinem Kollegen Dr. Hülshorst führte er die späteren jüdischen Wiedergutmachungs- bzw. Rückerstattungsfälle.) Er urteilte allerdings, die Entnazifizierung habe der jungen Demokratie mehr geschadet als genutzt.

Tatsächlich war die gesamte Bevölkerung einer inquisitorischen Prozedur durch die Alliierten unterzogen worden mit dem Ziel der Umerziehung des gesamten deutschen Volkes zu demokratischen Lebens- und Verhaltensweisen. Sie entwarfen einen 131 Fragen umfassenden Katalog zur Biographie und politischen Vergangenheit. In seinem 1951 erschienenen Buch „Der Fragebogen“ von Ernst von Salomon demonstriert eben dieser Schriftsteller die Absurdität einer bürokratisch-kollektiven Maßnahme, die den Menschen zu kategorisieren suchte, um damit die Schuld, Mitschuld oder Unschuld eines jeden einzelnen festzuschreiben. Diese Fragebogenaktion erreichte nicht, was erreicht werden sollte: Beschämung und Trauer, sondern vielmehr das Gegenteil: vedrängen, ausschalten, nicht mehr wissen wollen. (Mit dem Gesetz zum Abschluß der Entnazifizierung im Lande Nordrhein-Westfalen vom 5. Februar 1952 wurde die Entnazifizierung schließlich beendet.)

Im Juli 1945 war die Berufung eines 11-köpfigen Bürgerausschusses zur Unterstützung des von der Militärregierung eingesetzten Bürgermeisters in Paderborn erfolgt. Die Neugestaltung des politischen Lebens konnte beginnen.

Bereits am 20. März 1946 erstattete Stadtdirektor Dr. Fischer aufgrund eines vorausgegangen Beschlusses der Stadtvertreter, eine Kommission solle die Schuldigen - die unter Heranziehung ihres Vermögens zu bestrafen seien - am Synagogenbrand feststellen, Anzeige beim Oberstaatsanwalt beim Landgericht Paderborn „wegen Brandstiftung gegen alle Personen“, die am Synagogenbrand am 10. November 1938 beteiligt waren. Nach den Ermittlungen gegen 36 Beteiligte konnte 33 eine strafbare Handlung nicht nachgewiesen werden. Das Verfahren vor dem Schwurgericht beim Landgericht Paderborn gegen den Stadtbaurat Dr. Keller, den städtischen Fuhrparkleiter und SS-Hauptsturmführer Otto Nagorny und den Kreisleiter Otto Plagemann - letzterer wurde freigesprochen - endete mit der Verurteilung der beiden städtischen Beamten durch das Schwurgericht Paderborn am 27. Januar 1949 und lautete auf eine Zuchthausstrafe von vier für Nagorny bzw. einem Jahr und fünf Monaten für Dr. Keller.

Es überrascht, daß in diesem Verfahren - es ging auch um die gewalttätigen Übergriffe gegen die jüdische Bevölkerung während der Pogromnacht - keine jüdischen Zeugen, die in USA oder Israel lebten, im Zuge der Rechtshilfe gehört wurden. Offensichtlich bestanden zu dieser Zeit noch keine Kontakte. Insbesondere gegen Robert Baum im Schildern hatten sich die Übergriffe in der Pogromnacht gerichtet. Auch Rechtsanwalt Dr. Rose lebte in USA. In einem mutigen Akt hatte während der NS-Zeit die Familie des Regierungsbaumeisters Hesse Möbel und Gemälde der Roses in Verwahr genommen und sie ihm nach dem Kriege über Dr. Karl Auffenberg wieder zugeleitet. Dieser war Referendar in der Praxis Rose gewesen und vertrat später Dr. Rose in dessen Wiedergutmachungsangelegenheiten.

Am 29. August 1946 beschloß des weiteren der Rat der Stadt Paderborn, „um das in der NS-Zeit begangene Unrecht wiedergutzumachen“, so die Formulierung von Stadtdirektor Dr. Fischer, die Rückerstattung des Grundbesitzes (zwei Friedhöfe und das Synagogengrundstück) der jüdischen Gemeinde. Er war gegen Aufrechnung der Abbruchkosten für die Synagoge einfach eingezogen worden. Für die untergegangene jüdische Gemeinde stellte die Jewish Trust Corporation for Germany diese Ansprüche.

Zu den wenigen Paderborner Juden, die aus den NS-Konzentrationslagern befreit worden waren und Paderborn lediglich als Zwischenstation ansahen, kamen in den Nachkriegsjahren jüdische Flüchtlinge aus Polen, der Tschechoslowakei, die sogenannten DP's (displaced persons). Sie alle benötigten Hilfe, da sie mittellos waren, für die sie stets bei der zuständigen Kommunalverwaltung nachsuchen mußten - die Opfer der Nationalsozialisten fühlten sich daher als Bittsteller. Gesetze, die ihnen ihr Recht gegeben hätten, fehlten noch. Auf Drängen der Alliierten wurde in verschiedenen Zonen noch vor Gründung der BRD durch die Einrichtung von Sonderhilfsausschüssen mit der materiellen Entschädigung für das während der NS-Folterung erlittene Unrecht begonnen.

Erst das Gesetz der Militärregierung Deutschland, Britisches Kontrollgebiet, über die Rückerstattung feststellbarer Vermögensgegenstände an Opfer der nationalsozialistischen Unterdrückungsmaßnahmen von 1948 sah die

Rückerstattung feststellbarer Vermögensgegenstände vor, die Personen in der Zeit vom 30. Januar 1933 bis 8. Mai 1945 aus Gründen der Rasse, Religion, Nationalität, der politischen Auffassung oder der Gegnerschaft zum Nationalsozialismus ungerechtfertigt entzogen worden waren. Vermögenserwerber mußten danach unaufgefordert Meldung erstatten, Anspruchsberechtigte ihre Forderungen bei dem Zentralamt für Vermögensverwaltung in Bad Nenndorf stellen. Für die Rückerstattungsverfahren wurden Ämter bzw. Kammern bei den Landgerichten eingerichtet.

Zwischen 1949 und 1953 liefen allein für die von ehemals Paderborner Juden angemeldeten Ansprüche wegen entzogener Forderungen, aber insbesondere wegen des „arisieren“ Grundbesitzes, über 250 Verfahren. Mit Ausnahme eines Falles verzichteten alle emigrierten Juden auf eine Rückerstattung ihres Grund- bzw. Hausbesitzes: eine Rückkehr nach Paderborn schien ihnen undenkbar. Obwohl die Erwerber in der NS-Zeit im allgemeinen nur den Einheitswert - zum Teil noch darunter - für den Grundbesitzerwerb aufzubringen hatten, sahen die meisten die Wiedergutmachung als unbillige Härte an und wandten ein, „zweimal“ bezahlen zu müssen. So trug eine Beklagte vor, sie habe sich zum Kauf während der NS-Zeit „ködern“ lassen, der nunmehr von ihr geforderte Ausgleich sei nicht gerecht. Sie habe ihr gesamtes Gut und ihre Ersparnisse zum Ausbau dieser Wohnungen aufgewandt, sie habe die Juden bis zuletzt unterstützt und sei gegen die Methoden der Nationalsozialisten gewesen. Nun solle sie durch die Enteignung ihrer Habe verfolgt werden. Darauf antwortete der Anwalt der Klägerin, die Beklagte habe - wenn sie so energisch gegen die Methoden der Nationalsozialisten eingestellt gewesen sei - ein solches Objekt nicht zu erwerben und auch nicht die Früchte dieser Aussaat zu ernten brauchen. (Eine weitere Erwerberin in der NS-Zeit erklärt gar, das Geschäftshaus an exponierter Stelle in der Stadt erst nach dem Kriege übernommen zu haben.)

Die Frage der sogenannten Wiedergutmachung stellte zweifellos ein äußerst relevantes Thema der deutschen Nachkriegsgeschichte dar, erwies sie sich doch als ein Prüfstein für die historische und politische Verantwortung der Deutschen.

Anfang 1946 hatte sich bereits der Zentralrat der Juden in Deutschland mit dem Landesverband der jüdischen Gemeinden Westfalens in Dortmund konstituiert, aber niemand der zurückgekehrten Juden konnte an die Tradition der untergegangenen jüdischen Gemeinden anknüpfen. Dennoch war den Zurückgekehrten, den Überlebenden, der Wunsch gemeinsam, wieder jüdisches Leben entstehen zu lassen. So schlossen sich im Jahre 1953 in Paderborn 40 Juden der Kreise Paderborn, Büren, Warburg, Höxter, Lippstadt und Soest zur jüdischen Kultusgemeinde Paderborn zusammen. Zurückgekommen waren Karl Theo Herzheim, der Rückwanderer aus Israel, und Sally Rosenbaum, zwei Repräsentanten der alten jüdischen Gemeinde der Stadt. Ihr gehörten etwa 60 Juden an, als sie beschloß, eine neue Synagoge in Paderborn zu bauen. Am 21. April 1959 fand die Grundsteinlegung in der Pipinstraße statt. Die feierliche Einweihung bereits im November war ein öffentliches Ereignis. Die Paderborner werden zum Besuch der Synagoge eingeladen. Zur Woche der Brüderlichkeit gab man dort ein Konzert.

Bei einer Arbeitstagung der Arbeitsstelle für wissenschaftliche Pädagogik, der etwa 100 Lehrer angehörten, setzte sich eine Lehrprobe mit dem Schicksal der Juden in Deutschland während der NS-Zeit, dargestellt an der jüdischen Gemeinde Paderborn, auseinander. Im Collegium Leoninum sprach Alfred Wiener, Begründer der bekannten Wiener Library, auf Einladung des späteren Botschaftsrats Dr. Höfer vor Seminaristen und Studenten der Theologischen Fakultät. Erzbischof Dr. Jäger machte dem Landesverband der jüdischen Gemeinden in Dortmund und dem Landesrabbiner seine Aufwartung.

Es ist aber zugleich die Zeit, wo Hakenkreuzschmiereien an der Kölner Synagoge die Welt wieder aufhorchen ließen, die Zeit auch des Eichmann-Prozesses (1960/61) in Israel.

Ungezählte Publikationen werden danach verfaßt. Die FAZ brachte am 4. August 1961 das folgende Resümee: „Man wird der deutschen Öffentlichkeit nicht vorwerfen können, sie sei jetzt durch ihre Presse, Funk und Fernsehen nicht exakt unterrichtet worden, was an Kenntnis zu unserer jüngsten deutschen Geschichte zu wissen notwendig ist. Die Frage nach der Wirkung des Prozesses bleibt eine

Frage nach den Generationen.“

Waren die jüdischen Opfer angesichts der unbeschränkt zu vervielfältigenden, das menschliche Fassungsvermögen aber übersteigenden Todesziffern als Teil einer derealisierten Wirklichkeit bislang nicht wahrgenommen worden, so scheint es, daß sich nun auch in Paderborn der ehemaligen jüdischen Menschen, die einmal Mitbürger, Freunde, Nachbarn und Arbeitskollegen waren, erinnert wurde.

Mit einem Aufruf in der Westfalenpost vom 21. Dezember 1960 „Schicksale der Naziopfer sollen erforscht werden“ wurde an die Bürger appelliert, Informationen über ehemals jüdische Paderborner Familien dem Stadtarchiv mitzuteilen. Der Ratsherr Dipl. Ing. Falke hatte diesen in der Ratsversammlung vom 17. November 1960 vorgetragenen und dann einstimmig beschlossenen Antrag eingebracht.

„Die Verwaltung wird beauftragt, durch geeignete Maßnahmen festzustellen, welche Paderborner Bürger durch nationalsozialistischen Terror in den Jahren 1933 bis 1945 ums Leben gekommen sind. Sie wolle zu gegebener Zeit dem Haupt- und Finanzausschuß darüber berichten.“

Anfang des Jahres 1961 bekam das Stadtarchiv einen Archivassessor, der später die Stadt Paderborn in jahrelange Prozesse verwickelte. Ihn hatte man mit dieser Arbeit betraut. Es ist unverständlich, daß dieser Aufruf keine Resonanz erfahren haben sollte. Kontakte bestanden ja inzwischen wieder. (Dem Stadtarchiv allerdings liegen keine Reaktionen vor.)

Als Folge dieser Wahrnehmung beschloß der Kulturausschuß auf Empfehlung der Ratsherrin Dr. Sander-Wietfeld, Jüdische Kulturtage zu begehen. Um Zeit zu gewinnen, weil Vorarbeiten „hauptsächlich die Erforschung der Paderborner Judenschicksale voraussetze“, mit der Archivassessor Molinski betraut wurde, entschied sich der Kulturausschuß für das Jahr 1964. Die Programmgestaltung beruhte weitgehend auf Vorschlägen von Frau Dr. Sander-Wietfeld.

Rechtsanwalt Ernst Müller, Theodorianer, Sohn von Calmon und Paula Müller, wurde als Ehrengast aus London eingeladen und sprach am 7. September 1964 bei der Festveranstaltung im Rathaus. Aus seiner Ansprache möchte ich einige Passagen zitieren:

„Meiner Anwesenheit bei dieser Feier ist es auferlegt, die Erinnerung wachzuhalten daran, wie es einst mal war vor jener Zeit menschlicher Verirrung, wie es die Geschichte der Menschheit in solcher Schrecklichkeit bisher nicht aufzuweisen hat. ... Die Erinnerung an die frühere kulturelle Gemeinsamkeit, an der die jüdischen Mitbürger in unserer Stadt Anteil hatten, davon ist diese Stunde erfüllt, eine Wehestunde des Sichwiederfindens, des Sichselbstbesinnens, des Sichwiedernahens schwankender Gestalten aus der Gemeinsamkeit der Bürgerlichkeit, wie sie einst Christen und Juden in Paderborn zuteil war, jetzt – was wir erkennen müssen – unwiederbringlich in die Geschichte eingegangen ist.“

Ernst Müller berichtete weiter von seinen Erinnerungen an Paderborn, die Verbindungen seiner Eltern zu nichtjüdischen Paderborner Familien. Sein Appell, das Geschehene nicht zu vergessen, ist aber auch beseelt von dem Gedanken und Willen zur Versöhnung.

Die Jüdischen Kulturtage hatten stattgefunden, ohne daß eine wissenschaftliche Aufarbeitung der Paderborner jüdischen Geschichte erfolgt war, wie es der Kulturausschuß beschlossen hatte. Da dieses wohl eine längere Zeit beanspruchen würde, sollte die kurzfristig zusammengestellte kleine Broschüre „Baun wir aufs Neue das alte Haus – Jüdisches Schicksal in Paderborn“ zunächst als Ersatz dienen und bei den Veranstaltungen darauf hingewiesen werden, „daß eine umfangreiche Arbeit über die Paderborner Juden noch in Vorbereitung sei“, so der stellvertretende Bürgermeister Schwiete (Kulturausschußsitzung vom 20.2.1964).

Die nächste Kulturausschußsitzung hob die gute Resonanz der Kulturtage hervor. Ratsherr Weber übte allerdings Kritik an der Broschüre, sie sei zu oberflächlich, und er mahnte die Herausgabe einer umfassenden Veröffentlichung an, worauf Ratsherr Schwiete wiederum auf den früheren Beschluß verwies (Sitzung vom 24.11.1964).

Gewiß, der Titel der Broschüre ist angesichts der vorausgegangenen Geschichte der Austreibung der jüdischen Mitbürger unglücklich gewählt, unangemessen. Aber ich bin überzeugt von der Ernsthaftigkeit, sich in die Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte zu begeben. Warum sollten die Beteuerungen jener

Schicksale der Naziopfer sollen erforscht werden

Appell an die Bürgerschaft: Helft aufklären!

Paderborn. Nicht vergessen werden sollen jene Paderborner Bürger, die in der unseligen Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft von 1933 bis zum Ende des zweiten Weltkrieges 1945, durch die Terrormaßnahmen der braunen Machthaber ums Leben gekommen sind. Wie bereits im Anschluß an die Oktober-Ratssitzung berichtet, hatte Rats Herr Dipl.-Ing. Falke den Antrag gestellt, alle Nachrichten über die Schicksale unserer in jenen 12 Jahren des „tausendjährigen“ Reiches verschollenen, umgebrachten Mitbürger zu sammeln. Einhellig unterstützte die gesamte Stadtvertretung dieses Anliegen.

Entsprechend diesem Beschluß der Ratsversammlung ist nun das Paderborner Stadtarchiv bemüht, alle erreichbaren Unterlagen über die unter den Nationalsozialisten zu Tode gekommenen Bürger unserer Stadt zusammenzutragen.

15 Jahre sind seit dem Ende jener Schreckensjahre vergangen. Vieles ist aus jener Zeit im Unterbewußtsein versunken. Darum ergeht an alle Paderborner, gerade an die älteren, die Bitte, wenn ihnen über das Schicksal von im dritten Reich umgekommenen Mitbürgern irgend etwas bekannt ist, dies dem Stadtarchiv mitzuteilen.

Da bisher keinerlei Unterlagen für die beabsichtigte Schicksalschronik vorhanden sind, ist jeder, auch der kleinste Hinweis wertvoll. Selbst wenn nur der Name des Verstorbenen oder Verschollenen bekannt ist.

Es muß für jeden eine selbstverständliche Pflicht sein, in seiner Erinnerung nachzuforschen und nach bestem Können an der Sammlung der gesuchten Unterlagen mitzuwirken. Das Stadtarchiv, das täglich von Montag bis Freitag in der Zeit von 14.30 bis 18 Uhr geöff-

net ist, nimmt alle Mitteilungen entgegen.

Das Wort von der „unbewältigten Vergangenheit“ taucht heute so oft in unserem Alltag auf. Zu dieser Vergangenheit gehört aber auch gerade das traurigste, erschütterndste Kapitel über die Millionen Menschen, die den Tod fanden in den Gaskammern der Konzentrationslager, an den Hinrichtungsstätten der Zuchthäuser. Unschuldige, nur weil sie dem Unrecht der braunen Herrscher sich widersetzten oder weil sie nur als jüdische Gläubige geboren worden waren, wurden sie umgebracht. Unter dieser endlosen Schar der bedauerlichen Opfer der Nationalsozialisten waren auch Paderborner, Mitbürger, die mit uns zusammen in den Mauern unserer Stadt gelebt, geschafft haben. Es waren sicherlich besonders Angehörige der jüdischen Gemeinde, aber auch andere Bürger der Paderstadt.

Ihnen soll mit dem Vorhaben, das der Rat beschlossen hat, weswegen nun das Stadtarchiv um die Mitwirkung aller Paderborner bittet, gewissermaßen ein Denkmal gesetzt werden. (hst)

Zeit weniger ehrlich gewesen sein als die heutigen? Auf jüdischer Seite scheint sie positiv aufgenommen worden zu sein. Das beweist die Resonanz, die sie hervorrief. Zwei Antworten mögen stellvertretend für alle übrigen stehen: Ernst Löwenberg, Sohn des Pädagogen und Schriftstellers Jacob Löwenberg aus Niederntudorf, der mit Detlev von Liliencron befreundet war und den Hamburger literarischen Kreisen zahlreiche Impulse gab, schrieb am 27. März 1967:

„Mit der Zusendung der kleinen Schrift... haben Sie mir eine große, wenn auch oft wehmütige Freude bereitet. Wie oft habe ich die Ferien bei meinem Onkel Sally (Bahnhofstraße) verbracht. Mein Vater blieb immer ein Dorfjunge aus dem Paderbornischen. ... Wir haben noch jetzt kleine Vasen, die ich für meine Mutter auf dem Libori-Jahrmarkt gekauft habe.“

Und Dr. Klara Grünebaum dankte bewegt: „...Die Geschichte jüdischen Lebens und jüdischer Schicksale in den Hitler-Jahren hat natürlich viele Gedanken, Gefühle, Empfindungen, Erregungen ausgelöst, und ich habe in nahezu 30 Jahren verlernt, solche in der deutschen Sprache auszudrücken. Zunächst möchte ich sagen, daß das Buch mich beeindruckt hat durch die würdige Form der Behandlung des Themas und die menschlich-verständnisvollen Gedanken von Dr. Käthe Sander-Wietfeld und A. Erich Boskamp.“ Sie sagt weiter, wie dankbar sie zeitlebens gewesen sei, daß sie und ihre Familie entkommen konnte, aber dennoch habe dieses Schicksal sie außerordentlich geprägt.

Welche Möglichkeiten, sich den Überlebenden anzunähern, nach ihrem Schicksal zu fragen, an ihrer Trauer teilzunehmen, hätte sich zu diesem Zeitpunkt noch geboten?

Aber abendliche Lichterprozessionen zum Haus des inzwischen suspendierten Archivrats (der weder die jüdische Geschichte erarbeitet, noch mit den Überlebenden in aller Welt korrespondiert hatte, wie es Wallraff in seiner „Vergangenheitsbewältigung“ in „13 unerwünschte Reportagen“ suggerieren möchte), Aufrufe eines Pfarrers zur materiellen Unterstützung, und ein auf Jahre beginnender Prozeß zwischen dem Suspendierten und der Stadt Paderborn mögen, das will ich einmal wohlwollend unterstellen, die im Vergleich zu anderen Städten doch relativ früh gestellte Frage nach dem Schicksal der

ehemals jüdischen Paderborner lieber der Vergessenheit preisgegeben haben.

Aber man erinnerte sich zumindest einer Jüdin, die in Paderborn gelebt, aber erst in Israel zur Schriftstellerin wurde: Jenny Aloni. Den Kulturpreis der Stadt Paderborn, den sie zu den Jüdischen Kulturtagen 1964 noch nicht bereit war anzunehmen, erhielt sie 1967. Ihre verstreuten Veröffentlichungen suchte man allerdings noch Ende der siebziger Jahre ohne Erfolg in den Paderborner Bibliotheken.

Das Versprechen, die Paderborner jüdische Geschichte aufzuarbeiten, wartete immer noch vergeblich auf die Einlösung. Allgemein war die Zeit des nicht-mehr-wissen-Wollens, des Verdrängens eingetreten. Daher vergab der Paderborner Historiker Dr. Hugo Staudinger in den siebziger Jahren zahlreiche Examensarbeiten, die sich der Geschichte der Juden in den größeren Gemeinden des ehemaligen Hochstifts widmeten. Er hegte die Befürchtung, in der nächsten Generation frage niemand mehr nach den ehemals jüdischen Bürgern.

Aber es waren immer Einzelinitiativen, die sich diesem Thema stellten. Von den Kommunen, von den politischen Parteien gingen im allgemeinen keine Impulse aus. Ob es z.B. in Paderborn immer die Falschen waren, die Erinnern anmahnten und auf Unverständnis und Ablehnung durch die politische Mehrheit stießen, wie es in einer 1997 erschienenen Schrift heißt, vermag ich nicht zu beurteilen. Aber gewiß wäre es zahlreichen Gruppierungen, allen politischen Parteien möglich gewesen, zumindest nach den Namen der ermordeten Paderborner Juden zu fragen. Das wären wir den Opfern schuldig gewesen, wenn Worte nicht nur Lippenbekenntnisse sein wollen.

Inge Stern steht stellvertretend für viele jüdische Paderborner, nach denen nie gefragt wurde. Auf spätere Kontaktaufnahmen reagierte sie nicht und ließ Briefe unbeantwortet. Erst als auch ein früherer Schüler des Reismann-Gymnasiums sich ihres Bruders erinnerte und nach seinem Schicksal fragte, setzte dies einen Prozeß der Auseinandersetzung in Bewegung. Sie fand sich nun zu einer Antwort bereit (weil „da Menschen sind, die von uns hören wollen“), bedeutete aber, unsere Briefe kämen von einem Weltteil, den sie schon lange verlassen habe. Ihr Bruder indes wünsche keinen Kontakt, nach-

dem er alle Erinnerungen an frühere Zeiten ausgelöscht habe.*

Betrachten wir die Annäherung auf jüdischer Seite:

Zunächst brachten die Wiedergutmachungsprozesse Anfang der fünfziger Jahre eine zwangsläufige Vergangenheits-Auseinandersetzung mit sich. Alle Paderborner jüdischen Emigranten waren mittellos und mußten sich in ihrer neuen Heimat zunächst eine Existenz aufbauen, was mehr oder weniger gut gelang. Bereits Ende der vierziger Jahre gab es wieder die ersten brieflichen Kontakte - alte Freunde, die während des Krieges die Verbindung verloren hatten, stellten Nachforschungen an. Aber niemand wäre auf die Idee gekommen, diese Kontakte in die Öffentlichkeit zu tragen. Das war selbstverständlich - und man sprach nicht darüber.

Irgendwann - als einige jüdische Emigranten es sich leisten konnten - kam es auch wieder zu Europa-Reisen. Man besuchte seine vergangene Heimat und besuchte alte Freunde oder Nachbarn. Einige Personen allerdings, die jeden Kontakt verloren hatten, suchten ihre früheren Hausmädchen auf, damit die Fremdheit nicht so schmerzte. Einige kamen auch enttäuscht zurück. Wer hatte schon von ihnen Notiz genommen, welche Ansprechpartner gab es für sie? Hätten sie nicht als Ehrengäste von der Stadt Paderborn empfangen werden müssen? Allerdings lehnten es auch einige Überlebende kategorisch ab, jemals wieder mit Paderborn konfrontiert zu werden: „Nie wieder Deutschland“, hieß es bei ihnen.

Von den fünf Kindern Grünebaum - die Familie war Inhaber des Kaufhauses am Rathausplatz 7 - kam nur Fritz, der jüngste Sohn, sporadisch nach Paderborn und besuchte auch seine Schule, das Theodorianum, an dem er noch 1933 sein Abitur ablegen konnte. Inzwischen ist seine Enkelin Christina ein häufiger Gast in Paderborn. Seine übrigen Geschwister in Amerika besuchten ihre ehemalige Heimat-

stadt nie wieder. Auch die vier Kinder von Rechtsanwalt Dr. Rose, die als Jugendliche allein emigrieren mußten, lehnten bislang jeden „offiziellen“ Kontakt ab. Ihre Mutter war am 31. März 1942 mit weiteren 14 Paderborner Juden in das Ghetto Warschau deportiert worden.

Ebenfalls gab es in der Familie Herz, Geschäftsinhaber von Burghaus im Schildern, kultiviert, engagiert im Städtischen Musikverein und in berufsständischen Organisationen, nach dem frühen Fortzug 1934 von Paderborn nach Konstanz und weiter nach Argentinien bzw. die USA keine Kontakte zu Paderborn. Nie wieder kam eines der vier Kinder hierher. Bernhard Herz gab anschauliche Schilderungen über seine Familie. Auf die Frage, ob er eine Einladung nach Paderborn annehmen werde, antwortete er, es physisch nicht mehr schaffen zu können. Er würde gern alles wiedersuchen, auch die Umgebung: „Ich kenne jeden Stein (d.h. Steine, die vor dem Kriege standen).“

Im Mai 1981 schrieb Paul Gerhard Blumenfeld, Sohn des Tierarztes Dr. Blumenfeld. „Ich war nie wieder in Paderborn. Im September möchte ich, von Düsseldorf aus, einen Tag in Paderborn sein, vielleicht. Ich kenne niemand mehr, möchte nur durch die Straßen gehen.“ Auf eine Einladung reagierte er nicht. Ob er überhaupt hier gewesen ist? Wenig später wurde sein früher Tod mitgeteilt.

Viele jüdische Paderborner Familien haben unauffällig in der Stadt gelebt. Ihrer wurde überhaupt nicht gedacht; über sie konnte in der Paderborner Öffentlichkeit keine Selbstdarstellung erfolgen. Auch das war mein Anliegen, diese Familien nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Durch die Wiedergutmachungsangelegenheiten, des weiteren durch die Verfahren nach dem Bundesentschädigungsgesetz, die nochmals Anfang der sechziger Jahre wiederauflebten, lagen fast sämtliche Adressen der ehemals Paderborner jüdischen Familien den Behörden vor. Sie wären mühelos erreichbar gewesen, wie mir jetzt bewußt geworden ist.

Weder war die wissenschaftliche Aufarbeitung der Paderborner jüdischen Geschichte - vorgesehen war in den siebziger Jahren für die Veröffentlichung zur Stadtgeschichte (1977) nun ein Kapitel in der Bearbeitung von Dr. Bernhard Brillung in Münster - geschehen,

* Gemeinsam mit ihren Eltern wurden die beiden Kinder nach Riga deportiert. Dort starb die Mutter - für die Familie ein Trauma. Vater und Kinder erlebten die Befreiung. Inge Schwartzman geb. Stern war bereit, 1997 eine Einladung der Stadt Paderborn anzunehmen, dann jedoch durch eine Erkrankung verhindert.)

noch war der ermordeten Paderborner jüdischen Opfer durch eine Erinnerungstafel o.ä. gedacht worden. In der Kulturausschußsitzung vom 29. November 1978 wurde endlich einstimmig beschlossen, am Standort der ehemaligen alten Synagoge eine Erinnerungstafel anzubringen. Auch der Text „An dieser Stelle stand die im Jahre 1881 (sic!) errichtete Synagoge der Jüdischen Gemeinde. In der Reihe der unmenschlichen Verfolgungen der jüdischen Mitbürger durch die nationalsozialistische Gewaltherrschaft wurde sie nach der Reichskristallnacht am 10.11.1938 ein Opfer der Flammen“ erfuhr Einstimmigkeit, jedoch ging der Vewendung des Begriffes „Reichskristallnacht“ eine lange Diskussion voraus. Voraussetzung war jedoch dabei, daß der Vorsitzende der Jüdischen Kultusgemeinde diesem Text zustimmte.

Obwohl alle Schritte in Übereinstimmung mit der Jüdischen Kultusgemeinde erfolgt waren, setzten nach Enthüllung der Gedenktafel 1980 wiederum auch in die Öffentlichkeit getragene Diskussionen ein: Bei der Feier habe es an „Würde“ gemangelt, das „Betroffensein“ sei nicht hinreichend zum Ausdruck gekommen. Erneut wurde von einem Ratsherrn die Aufarbeitung der jüdischen Geschichte der Stadt angemahnt.

Zu diesem Zeitpunkt war allerdings die Geschichte der jüdischen Gemeinde Paderborn bereits Thema einer Quellenarbeit, die jedoch noch einige Jahre in Anspruch nehmen sollte. Während die Stadt Paderborn gerade mit erheblichem finanziellen Aufwand die Herausgabe einer Gedenkschrift für vier Männer, deren Lebensbezüge vor und während der NS-Zeit nach Paderborn hineinreichten, herausgab, setzten zur gleichen Zeit (1987) im Kulturausschuß und in der Presse zu verfolgende Diskussionen ein, ob die abgeschlossene wissenschaftliche Arbeit über die Paderborner Juden bei Veröffentlichung überhaupt zu bezuschussen sei. Der Wert einer solchen Arbeit, so ein Ratsmitglied, sei nicht finanziell zu bemessen. Das überraschte umso mehr, als zahlreiche Städte und Gemeinden sich im Hinblick auf das Gedenkjahr 1988 - 50 Jahre Pogromnacht - ihrer jüdischen Geschichte erinnerten und Arbeiten in Auftrag gegeben hatten. Auch aus den Reihen von Heimat- und Geschichtsvereinen gingen

Veröffentlichungen hervor. Verstärkt luden Kommunen auch Überlebende ein.

Als auch die Stadt Paderborn in Anbindung an die hier 1987 gegründete Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, die dank der erheblichen jährlichen Zuschüsse des Ministerpräsidenten NRW - seit Bestehen fast 300.000.- DM - Gedenkarbeit leisten kann, beschlossen hatte, überlebende jüdische Paderborner einzuladen, konnte dieser Plan unmittelbar verwirklicht werden. Der besonders engagierten städtischen Kulturdezernentin wurden zu allen etwa 300 Paderborner Juden die biographischen Daten, mit Emigrations- bzw. Deportationszielen und nicht zuletzt die Adressen der Überlebenden, Ergebnis einer jahrelangen privaten Sucharbeit, von mir zur Verfügung gestellt

Sie wissen, Herr Bürgermeister, daß die überwiegende Zahl der Eingeladenen mit guten Erinnerungen in ihre Heimatländer zurückgekehrt ist.

Unabhängig von diesen Einladungsplänen hatte die Ratsherrin Paula Hermes im September 1987 einen Antrag an den Bürgermeister gestellt, den jüdischen Ermordeten am nun umbenannten Platz der Alten Synagoge angemessen zu gedenken. Das war die Grundlage für die Errichtung eines Mahnmals, das 1993 eingeweiht wurde.

Manche, die sich noch einiger Namen erinnern konnten, fragten nach dem Schicksal dieser Familien. Mir wurde bewußt, daß bald die Überlebenden nicht mehr berichten konnten. Das gab den Ausschlag zu dieser Arbeit. Ich erspare es mir, diesen mühsamen Prozeß aufzuzeigen, der viel Kraft - manchmal bis an die Grenze der Belastbarkeit und begleitet von Phasen der Resignation und Trauer -, Zeit sowie erneut einen großen persönlichen finanziellen Aufwand gekostet hat.

Im Laufe der Jahre ist der Kreis der Zeitzeugen, die noch berichten konnten, aufgrund ihres fortschreitenden Alters immer begrenzter geworden. Schon in den sechziger und siebziger Jahren begann man im Sinne der Oral History, der mündlichen Geschichte, die Erinnerungen von Überlebenden aufzuzeichnen. Was in diesen Zeugnissen hervortrat, war das psychologische und emotionale Milieu, die persönliche Geschichte, die sich den Historikern oft entzog. Dennoch lasse ich in diesem Gedenkbuch in

erster Linie Quellen und Dokumente sprechen, um auch den Graben zwischen „Geschichten“ und „Geschichte“, den bei lokaler Historie auch in Paderborn so häufig sichtbar wird – örtliche Einbindung ersetzte Kompetenz –, zu überbrücken. Der Beispiele gäbe es ausreichend.

So erschien im Jahre 1994 unter großer publizistischer Begleitung die Broschüre „Orts erkundung“, die das bislang zur jüdischen Orts geschichte Veröffentlichte in variiert Form nochmals nach zahlreichen Überarbeitungen anbot. Auch die Erinnerungen von Eva Sternheim-Peters „Die Zeit der großen Täuschungen“ sind in einigen Passagen hinsichtlich der Paderborner Juden mit kritischer Distanz zu lesen. Sich auf Eva Sternheim-Peters allein stets für den Grad des Antisemitismus in Paderborn zu berufen, ist unangemessen. Zahlreiche jüdische und nichtjüdische Zeitzeugen – durchaus mit einer politischen Sensibilität in dieser Zeit ausgestattet gewesen –, vermögen sehr wohl differenzierter zu urteilen.

Die Unterstützung für mein Gedenkbuch war auf jüdischer Seite zunächst nicht überall zustimmend. Nachangehörige litten unter Erinnerungen, die so unsäglich waren, daß sie sich nicht in der Lage fühlten, sie in Worte zu fassen, geschweige, dem anderen mitzuteilen. Hemmungen, Zweifel, Gefangenheit, Berührungängste konnten erst in einem allmählichen Prozeß der Annäherung, der zum Teil Jahre währte, auf beiden Seiten abgebaut werden. Die Bereitschaft, Briefe, Fotos und Dokumente zur Verfügung zu stellen, war trotzdem nicht immer vorhanden. Es sind zum Teil die letzten Erinnerungen, Vermächtnisse, an dem andere keinen Anteil haben dürfen, wie wichtig sie auch immer als Zeugnis sein könnten.

Selbst Trude Rosendahl, die 90jährige aus Hove/Essex – ihre Eltern und Bruder wurden in Sobibor bzw. Auschwitz ermordet –, die halbblind nach einem Suizidversuch einmal schrieb: „Ich bin so allein. Bitte rufen Sie mich doch einmal an – unbekannterweise“ ignorierte trotz der langen Telefongespräche stets meine Bitte, mir Briefe ihrer Eltern und Fotos zu überlassen. Nun ist ihr Wunsch, endlich zu sterben, in Erfüllung gegangen. Ein englischer Anwalt bittet um Mithilfe bei der Suche nach eventuellen Erben.

Immer wieder habe ich gerade in den letzten Wochen gehört, wie wichtig es sei, sich zu

erinnern.

Wenn wir in der Stadt Straßen und Wege nach Paderborner Unternehmern benennen, so wäre es schon lange angemessen gewesen, hierin auch die jüdischen Persönlichkeiten einzubeziehen. Nicht nur die Auerbachs, die Grünebaums und Herzheims haben – teilweise über Generationen – Paderborner Wirtschaftsgeschichte geschrieben. Auch der Bankier Nikolaus Ransohoff, letzter Inhaber des Bankhauses Ransohoff & Spancken, bekleidete zahlreiche öffentliche Ehrenämter, lange Zeit auch als Stadtverordneter. Seine Enkel leben noch in England bzw. Deutschland. Oder – könnte die Stadt nicht einfach eine Straße oder einen Platz nach einem ehemals jüdischem Paderborner benennen – vielleicht gar einem Kind – ohne jede Konstruktion, einfach, weil sie Opfer waren. Das wäre eine glaubwürdige und nachhaltige Form des Erinnerns.

Für mich waren viele Jahre tägliche Erfahrung das Sich-erinnern-müssen an jüdisches Schicksal. Aber dennoch hat mich gerade bei diesem Gedenkbuch im Laufe der Zeit immer wieder die Frage gequält, ob ich mich selbst nicht auch in den Sog einer blühenden Bewältigungs- und Betroffenheitskultur gebe, in deren Mitte, wie ich während meiner jahrelangen Beschäftigung mit diesem Thema erfahren mußte, nicht immer das Anliegen des Gedenkens und Erinnerns steht. Ist privates Engagement überhaupt einzufordern oder ist es nicht Aufgabe und Verantwortung von Institutionen, also eine gesellschaftspolitische Verpflichtung, zumindest nach den jüdischen Opfern zu fragen? Diese Aufgabe darf nicht dem zufälligen ehrenamtlichen Engagement von Privatpersonen überlassen bleiben, und wenn, dann benötigen sie zumindest auch die Rückendeckung von Institutionen.

Aber dennoch: In jedem von uns entscheidet es sich, wie wir an der jüdischen Geschichte, wie wir an der Erinnerung an Auschwitz teilnehmen. Sicher nicht durch Aufforderung und Gedenktagsroutine, vielmehr durch unser persönliches Verhalten, unsere Glaubhaftigkeit. Eher hinderlich für einen selbstverantwortlichen Umgang mit dem Wissen um den Holocaust erscheint mir die Ritualisierung der Erinnerung. Inszenierungen des Gedenkens, offiziell feierlich, stets mit Pathos, und wirkungslos. Der Gestus der Betroffenheit droht aber im Gegen-

teil die Erinnerung, die zu spät einsetzte, ohne Zweifel vollends zu blockieren und ein Gedenken zu verhindern, das genaue Kenntnis und auch ein wenig Nüchternheit zuläßt. Als Parlamentspräsident Philipp Jenninger 1988 zum 50. Jahrestag des Novemberpogroms diese Rituale durchbrechen wollte, mißlang es auf dramatische Weise.

Für dieses Gedenkbuch ging ich weltweit auf Spurensuche, um jüdische Familien in Paderborn bis zur Emigration oder Deportation aus der Anonymität in die Erinnerung zurückzuholen und auch ihren Anteil an der Geschichte der Stadt zu dokumentieren. Erst vor diesem Hintergrund können wir vielleicht ermessen, was mit dem Untergang der jüdischen

Gemeinde – der schrittweisen Entrechtung, Diskriminierung und Vernichtung – in unserer Stadt ausgelöscht worden ist.

Für meine Familie und mich sind aus den langwährenden Verbindungen zum Teil persönliche Freundschaften entstanden; wir dürfen Anlaufstelle sein für Wünsche, Anliegen und bei Besuchen.

Vor Ort und darüber hinaus habe ich vielen Institutionen und Interessierten stets uneigennützig und unauffällig meine Arbeitsergebnisse zur Verfügung gestellt

Ich widme dieses Gedenkbuch zunächst den Opfern der ehemals jüdischen Familien in Paderborn sowie den Überlebenden und ihren Nachkommen.

Neuerscheinung „Als die Bomben fielen ...“: Hinweise und Anmerkungen von Lesern

Ende des vergangenen Jahres erschien in der Schriftenreihe unseres Vereins „Paderborner Beiträge zur Geschichte“ der Bd.7: „Als die Bomben fielen ... Beiträge zum Luftkrieg in Paderborn 1939–1945“. Autoren des Bandes waren eine Gruppe von Schülerinnen und Schülern des Reismann-Gymnasiums in Paderborn. Wie jedes historische Werk konnte auch dieses nicht vollständig sein, sondern stellt einen Zwischenstand der Forschung dar. Einige Reaktionen auf diese Neuerscheinung möchten wir im folgenden mitteilen, da sie weitergehende Informationen enthalten.

„Ein in dem Buch aufgeführtes Ereignis kann ich als direkt Betroffener, ich war damals 11 Jahre alt, präzisieren. Punkt 14 auf Seite 28 nennt u. a. ‚zwei Häuser an der Cheruskerstraße.‘ Bei diesen handelt es sich um relativ eng nebeneinander stehende Gebäude mit den Nummern 35 und 37. Haus Nr. 35 wurde von den Familien Höschen (2 Personen) und Oberliesen (2 Personen) im Erdgeschoß und von der Familie Heidgen (4 Personen, darunter 2 Kinder) im Obergeschoß bewohnt. In Nr. 37 wohnten die Familien Freitag (meine Eltern, meine Schwester und ich) im Erdgeschoß und Lohse (Mutter mit Tochter) in einer Einliegerwohnung im Dachgeschoß. Beide erst drei Jahre zuvor erbauten Häuser wurden durch eine Sprengbombe teilweise zerstört, die zur Straßenseite hin ziemlich genau auf der Grenze zwischen den Grundstücken niederging. Durch die Druckwelle, durch Glassplitter und Steine wurde auch das Mobiliar zerstört. Die Drähte der damals auf der gegenüberliegenden Straßenseite verlaufenden 6 kV-Hochspannungsleitung lagen zerissen auf der Straße und waren noch einige Stunden lang unter Spannung, was man an dem gelegentlichen Aufflammen von Grasbüscheln

erkennen konnte. Weil sich die Bewohner beider Häuser in ihren Luftschutzkellern aufhielten, was, wie ich mich erinnern kann, damals bei Alarm keineswegs selbstverständlich war, erlitten sie keine ernsthaften Verletzungen. Schon am folgenden Tag wurden die Familien Freitag und Heidgen in ein Haus in der Franz-Egon-Straße eingewiesen, das sie bis zur Wiederherstellung der zerstörten Häuser, etwa bis Oktober 41, bewohnten. Über die Unterbringung der Familien Höschen und Oberliesen ist mir nichts bekannt. Frau Lohse und Tochter wurden von Verwandten in Erfurt aufgenommen. Die bisherigen Bewohner des Hauses in der Franz-Egon-Str., Laienmönche eines Ordens, wie man uns sagte, waren erst unmittelbar vor dem Eintreffen der beiden Familien ‚ausquartiert‘ worden. Sie hatten weder Hausrat noch Lebensmittel mitgenommen. Wir haben über ihren Verbleib trotz Nachfragens nichts erfahren. Etwas später, aber noch zu der Zeit, in der wir dort wohnten, wurde in einer freien Etage dieses Hauses eine Außenstelle der Gestapo-Leitstelle Düsseldorf eingerichtet.“

Edmund Freitag, Hille, 27.11.1998

„Aus häufigeren Erzählungen von Prof. Clemens Honselmann, langjährigem Direktor der akademischen Bibliothek Paderborn sowie aus eigener Erinnerung kann ich einige Details ergänzen. Akten und Codices des Vereins für Geschichte und Altertumskunde waren durch Initiative von Herrn Vikar Tack, später Probst in Paderborn, in einen Kellerraum des Klemensheims in Bad Driburg sowie in das Pfarrhaus in Hövelhof verlagert worden. Die Bibliothek des Altertumsvereins litt stark durch Regenwasser, da es infolge Fehlens des Daches beim Gebäude in der Leostraße durchregnete. Clemens Honselmann trug zusammen mit seiner Haushälterin die nassen Bücher an trockene Orte im Haus und wendete regelmäßig die Seiten, damit die wertvollen alten Bücher vor Fäulnis bewahrt wurden. Einige im Museum im alten Rathaus ausgestellten Bücher und Codices des Altertumsvereins gingen durch Feuer verloren.“

Die Aula des Klemensheimes in Bad Driburg war auch Verlagerungsort des Provinzialschulkollegiums in Münster. Insbesondere Prüfungsexemplare von Schulbüchern mit NS-Tendenz wurden nach dem Krieg systematisch in einem über längere Zeit brennenden Feuer hinter dem Gebäude (heute ‚Altbau‘) vernichtet. Ein weitgehend gleiches Schicksal erlitt die Bibliothek der Lehrerinnen-Bildungsanstalt Bad Driburg. Schließlich waren im Klemensheim

Filmbestände der FWU? DFW? gelagert, über die ich nichts näheres weiß. Weiter wäre über die Bibliothek der Wewelsburg zu berichten, die dem deutschen Leihverkehr angeschlossen war, einen eigenen Bibliothekar („Dr. De’Coudre“) hatte und über umfangreiche Buchbestände verfügte (zum Beispiel Spezialsammlung: Varusschlachtliteratur als Lehrbestand der UB Münster). Ein Teil der Bibliothek, zum Beispiel die schöne Monumenta Germaniae Historica, wurde nach dem Krieg der Akademischen Bibliothek Paderborn überwiesen.“

Prof. Dipl.-Ing. Hans W. Wichert, FB 14,
Universität-GH Paderborn, 16.11.1998

Das Schreiben eines ehemaligen Schülers des Reismann-Gymnasiums (Abitur-Jahrgang 1937) mit „besten Wünschen für Ihre Arbeit bei der Erforschung der jüngeren Geschichte“ ist mit diesem Hinweis verbunden: „In der Aufstellung auf den Seiten 26 und 27 vermisste ich den Angriff auf Bad Lippspringe vom 15.7.45; es war der erste und damals als umfangreichste gewertete auf zivile Objekte. Und ich vermisste den Angriff vom 31.5.44 auf Geseke. Dabei verloren 11 von 40 aus Wattenscheid dorthin verlegte Kinder des Waisenhauses St. Elisabeth, zwei Schwestern und eine Angestellte ihr Leben.“

Hermann Mikus, Bochum-Wattenscheid,
19.8.1998

Wie Schüler ein Buch zur Paderborner Geschichte produzierten

Ein Mittelstufenkurs des Reismanngymnasiums sammelte Grunddaten aus 90 Jahren Stadtentwicklung (1850 bis 1939)

von John DeHaan, Klaus Hohmann, Florian Kache, Jan Nayebagha und Stefan Westhoff

Schon vor etlichen Jahren hatte ein Geschichtslehrer der Reismannschule eine Idee: Ein schmales Heft von achtzig Seiten mit vierzig Abschnitten zur Entwicklung der Stadt von der Mitte des vorherigen Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg für den Geschichts- und Erdkundeunterricht an Paderborner Schulen, jeweils mit einer Bild- und Textseite. Diese vierzig Abschnitte sollten die Grunddaten der Stadtentwicklung sammeln. Als das Projekt dem damaligen Leiter des Bonifatius-Verlages vor-

getragen wurde, erklärte er sich spontan bereit, ein solches Heft in seinen Verlag zu übernehmen. Es haperte nur mit der Realisation. Jahrelang gab es keinen Kurs für diese Thematik. Als 1996 erstmals ein zweijähriger Differenzierungskurs Geschichte der neunten und zehnten Jahrgangsstufe eingerichtet wurde, bot sich endlich die Chance, das Vorhaben zu verwirklichen. Thema dieses Kurses waren Lebensformen von der Römerzeit bis zur Gegenwart, wobei die Paderborner Geschichte besonders zu

berücksichtigen war. So wurde im Schuljahr 1996/97 „Stadt im Aufbruch – Der lange Weg Paderborns zur modernen Stadt 1850 bis 1939“ Quartalsthema. Es war so angelegt, daß eine Kooperation zwischen Lehrer und Schülern zustande kommen sollte. Aber damit fingen die Schwierigkeiten erst an, denn die Gruppe kam mit dem selbst gesteckten Ziel an den Rand ihrer Leistungsfähigkeit.

Es hätte alle Beteiligten entmutigt, wenn sie im Voraus gewußt hätten, welche Sisyphusarbeit sie sich aufgeladen hatten. Das Ergebnis ist ein ausgewachsenes Buch, das rund 200 Fotos und Originaltexte einschließt. Zunächst fing alles harmlos an. 20 Schülern wurden je nach Interesse 40 Themen zugeteilt, was nach Adam Riese für je eine Zweiergruppe zwei Themen bedeutete. Eine erneute Anfrage beim Verlag führte zu sofortiger Zustimmung. Er übernahm die Veröffentlichung des Buches. Die Schülerinnen und Schüler freuten sich auf eine Abwechslung in ihren theoriebefrachteten Stunden. Ein weiterer Anreiz zur engagierten Mitarbeit war der Verzicht auf eine Klausur, an deren Stelle das Produkt trat. Das entsprach zudem dem modernen produktionsorientierten Ansatz von Unterricht. Verlockend war es auch, Unterrichtsstunden bei Erkundungsgängen in der Stadt oder im Stadtarchiv zu verbringen. Doch dann kam es knüppeldick. Um es genau zu sagen: 144 Seiten dick. Schon in den ersten Stunden stellte sich heraus, daß das Projekt nicht im vorgesehenen Rahmen bestehen bleiben konnte. Denn wenn der Kurs alle wichtigen Entwicklungsprozesse in ihrem Zusammenwirken erfassen wollte und die Themen nicht willkürlich ausgewählt sein sollten, mußte die Datenerfassung erheblich erweitert werden. Der Lehrer behielt sich einige Themen, die Hintergrundwissen verlangten, vor und mußte Detailthemen übernehmen, als sich einige Schüler später aus dem Projekt verabschiedeten. Mit der Zeit ergaben sich immer neue notwendige Themen (z.B. Polizeiwesen, Viehversteigerungshalle, Molkerei), und die Aufgaben mußten so verteilt werden, daß die Arbeitsbelastung für alle einigermaßen gleich bleiben sollte. Das Stadtarchiv, vor allem der Archivar Czeschick, übernahm die Einweisung und Erstsammlung von Informationen. Dem Leiter der Gruppe wurde dankenswert großzügig die Gelegenheit gegeben, selbständig mit der umfangreichen

Postkarten- und Fotosammlung des Archivs zu arbeiten und alle gewünschten Bildreproduktionen erstellen lassen zu können. Wegen der geringen Zahl der Lesegeräte im Archiv wäre es nicht organisierbar gewesen, wenn einzelne Kursmitglieder die zeitgenössischen Zeitungstexte selbst hätten heraussuchen müssen, deshalb war der Lehrer auch hier als „Zuarbeiter“ gefordert und suchte die Quellen aus Karteien und Zeitungen heraus.

Schon bald erlebte jeder die Mühen der Recherche nicht nur im Stadtarchiv während der Unterrichtszeit, sondern auch während der Freizeit. Die Arbeit im Archiv und der Umgang mit den Archivaren waren zuerst sehr ungewohnt. Das Lesen der ungedruckten Quellen in deutscher Schrift war mühsam und allenfalls mit Hilfe der Archivare möglich. Dazu kam die Notwendigkeit, unterschiedlichste Institutionen aufzusuchen. Glücklicherweise wurden die Kursmitglieder in aller Regel mit Interesse empfangen und erhielten alle gewünschten Informationen, soweit es sie überhaupt noch gab, da viele Informationen seit 1945 verlorengegangen sind.

Neu war es für die Schüler auch, nicht immer gemeinsam mit dem Lehrer im Klassenraum zu agieren, sondern parallel und teilweise ohne unmittelbare Kontrolle in verschiedenen Räumen der Schule, im Luise-Hensel-Häuschen oder eben in der Stadt tätig zu sein. Ungewohnt war auch das stundenlange angespannte Hocken vor dem Computer, weil es dieses Mal nicht Computerspielen galt, sondern sozusagen der Ernstfall war, da das Produkt jeweils vor den späteren Lesern bestehen mußte. Für den einen oder anderen bedeutete das manchmal anstrengende nächtliche Arbeit vor dem Computer.

Die gesammelten Quellen wurden von den einzelnen Gruppen ausgewertet, und sie formulierten die Texte, wobei die produzierten Artikel ständig neu formuliert werden mußten, weil entweder neue Informationen gefunden worden waren oder der Sprachstil unsauber war. Die mehrfachen Korrekturen waren für alle anstrengend und nahmen viel Zeit in Anspruch. Und so ließ die Motivation nach. Dies behinderte den Verlauf des Projekts. Die Aussicht darauf, etwas vollkommen Neues zu schaffen, ließ den Antrieb aber schnell wieder steigen. Alle konnten nur hoffen, daß die publizierten Texte sachlich auch stimmten, weil selbst die benutz-

ten Quellen teilweise abgeschrieben waren. Die jeweiligen Gruppen entschieden dann selbständig über die Bildauswahl und die Originaltexte, die zusätzlich neben den Texten in das Buch sollten.

Die Erfahrung des langen, mühsamen Weges vom Erst- zum Endprodukt wird wohl jedem in Erinnerung bleiben. Gerade die sich immer wiederholenden sprachlichen und sachlichen Korrekturen waren mühsam, und die technischen Probleme wie z.B. der Ausfall von Computern oder Druckern sehr zeitraubend. Hinzu kam, daß einige Schüler die Schule nach der zehnten Klasse verließen bzw. einige das Projekt aus Motivationslosigkeit aufgaben, und so fiel die Intensität der weiteren freiwilligen Mitarbeit in der elften Jahrgangsstufe außerhalb des Unterrichts recht unterschiedlich aus. Die Arbeit blieb daher nicht immer frei von Spannungen, vor allem unter den Kursmitgliedern, weil die Motivierten mit den Unmotivierten unzufrieden waren.

Parallel zur Arbeit an den Einzelthemen stand die Bildung eines Redaktionsteams an. Eine kleine Gruppe des Differenzierungskurses meldete sich, und zusammen mit dem Lehrer wurden die abendlichen Treffen zu Schauplätzen von ausgedehnten Diskussionen über Buchgröße und Inhalt. Die heitere Atmosphäre und das entspannte Miteinander förderten die Arbeit, und so sieht keiner die genutzte Zeit als „geopfert“ an.

Der Verlag unterstützte das Projekt in jeder denkbaren Weise. Er bemühte sich außerordentlich, trotz der z. T. schlechten Bild- und Textvorlagen, ein technisch gutes Produkt zu erzielen. Nach mehreren Auswahlstufen in den Gruppen wurden die gewählten Bilder im Auftrag des Verlags von einem professionellen Fotografen im Stadtarchiv fotografiert. Der Verlagsleiter korrigierte stets höchst aufmerksam und gewissenhaft und stellte sowohl die äußere als auch die innere korrekte Form des Buches sicher. Zeitweise wurde die Verlagsar-

beit dadurch behindert, daß andere wichtige Aufträge das Projekt in den Hintergrund rücken ließen. Einmal durfte die ganze Redaktion dem Verlagsleiter bei der Arbeit über die Schulter schauen und einen nützlichen Blick hinter die Kulissen eines Verlages werfen.

Außer dem Verlag half Frau Gehlen von der Mikrofichestelle der Gesamthochschule Paderborn maßgeblich mit. Sie fertigte mehrere hundert Rückvergrößerungen von Zeitungsartikeln zur Auswahl an. In der Endfassung verfügt das Buch jetzt neben 130 Abbildungen über 61 zeitgenössische Originaltexte mit eigenständigen Informationen.

Der Gruppe war bewußt, daß es schwer sein würde, das Paderborner Publikum davon zu überzeugen, daß auch Schülerinnen und Schüler ein brauchbares und nützliches Buch erstellen können. So mischten sich in die Freude über das tatsächliche Erscheinen und die Präsentation des Buches im Rathaus in Anwesenheit des Bürgermeisters auch bange Fragen, auf welche Kritik das Buch stoßen würde. Alle Mitglieder waren daher froh, spontan viel Zustimmung zu erfahren. Wie in vielen anderen Publikationen zur Paderborner Geschichte haben sich zwar einige Fehler in das Werk eingeschlichen, es soll aber in Kürze eine kleine Liste mit einigen Korrekturen allen Interessenten zur Verfügung gestellt werden.

Als Fazit läßt sich sagen, daß die Arbeit am Buch für die Schülerinnen und Schüler sehr ungewohnt und anstrengend, aber lohnend war. Die hohe Beanspruchung führte sicherlich dazu, daß sich die jungen Mitglieder der Gruppe besser kennenlernten und ihre eigenen geistigen Fähigkeiten entdeckten. Das Buch wurde eine kleine Orientierungshilfe beim Schritt vom Jugendlichen zum jungen Erwachsenen. Im Bewußtsein, daß man die eigene Grenzen zu erkennen und zu verschieben lernte, wird wohl jede Schülerin und jeder Schüler dankbar und auch schmunzelnd an die Buchproduktion denken.

Die Paderborner Bibliographie 1946 bis 1979

von Andreas Gaidt

Im Stadtarchiv Paderborn wird derzeit die Paderborner Bibliographie für die Jahre 1946 bis 1979 erarbeitet. Mit diesem Berichtszeitraum wird die bisherige Lücke der Paderborner Bibliographie geschlossen. Die Reihe über das Schrifttum über die Stadt Paderborn wird dann den Berichtszeitraum von 1578 bis 1994 abdecken.

Die Systematik des Bandes 1946 bis 1979 stimmt weitestgehend mit denen der anderen Bände überein, kleinere Abweichungen ergeben sich, wie sollte es anders sein, in erster Linie aus den veränderten historischen Bedingungen. Die Abweichungen bleiben jedoch minimal, so daß sie nicht eigens erwähnt werden müssen: Wer die Systematik eines Bandes kennt, kennt alle.

Welche Titel werden aufgenommen?

Nach welchen Kriterien entscheidet sich die Aufnahme eines Buches, eines Artikels oder einer Notiz? Die Kriterien bleiben ebenfalls die gleichen, wie sie Ute Kampmann-Mertin in dem Band für 1578 bis 1945 ausführlich erläutert hat. Aufgenommen werden alle Bücher, Aufsätze Artikel, Druckerzeugnisse, sofern sie Paderborn oder Paderborner Persönlichkeiten behandeln. Ist Paderborn in einem größeren (sachlichen oder geographischen) Rahmen eingebettet, sind die Seiten, die Paderborn behandeln, angegeben. Kurz: Aufgenommen wird jedes Druckerzeugnis, das das Wort (Stadt)¹ „Paderborn“ enthält.

Eingeschränkt wird dieses formale Kriterium indes durch ein inhaltliches. Denn, so ließe sich vom Laien, um so mehr vom Fachmann einwenden, wieviele Teilbände soll es geben, wenn im Band 1946 bis 1979 alles drin ist, wo „Paderborn“ drin ist? Ist Paderborn, so lautet deshalb die notwendige inhaltliche Begrenzung, nur am Rande erwähnt, wird der Band nur aufgenommen, wenn die Erwähnung eine über allgemeine Trivialitäten sich unterscheidende Information enthält. Die Erwähnung beispielsweise, daß im Jahr 799 ein welthistorisch bedeutendes Treffen zweier historischer Persönlichkeiten zu Paderborn stattfand, rechtfertigt allein nicht die Aufnahme in die Bibliographie. Doch

auch wenn dieses Beispiel Zustimmung finden wird: Die Berücksichtigung eines inhaltlichen Kriteriums bringt auch Entscheidungsprobleme mit sich: Wie eng, wie weit soll es angewendet werden? Hier gehen die Interessen von Laien und Fachleuten sicher auseinander; denn was für den einen eine neue, nicht-triviale Information ist, ist es für den anderen nicht. Die Bibliographie soll nicht nur Fachleuten, sondern auch dem interessierten Laien den informativen Weg zur Paderborner Geschichte weisen. In seinem Interesse liegt also eher eine großzügigere Handhabung des inhaltlichen Kriteriums. Anders beim Fachmann, der die vielen Literaturangaben zu punktuellen Vorkommnissen von „Paderborn“ eher als störend empfinden wird. Die Lösung des Problems sind Notizen: Ist Paderborn nur am Rande erwähnt, tritt zur Seitenangabe eine inhaltliche Notiz. Diese Notiz soll vor allem dem sachkundigeren Benutzer unnötige Arbeit ersparen, da er sofort erfährt, um welchen Inhalt es sich bei der Erwähnung handelt und ob der Weg ins Archiv dafür lohnt oder nicht.²

Des weiteren gilt der Grundsatz: Bei Erwähnung von „Paderborn“ wird das inhaltliche Kriterium eher generös und gutwillig angewendet, bei Personen jedoch rigoroser. Da z.B. Teile der Senne zu Paderborn gehörig sind, ist die Literatur über Natur- und Landschaftskunde der Senne aufgenommen, außer es ist ausdrücklich kein Paderborner Bezug erkennbar. Bei Personen allerdings muß die angegebene Stelle

¹ Überregionale Titel, z.B. über Westfalen, Fürstbistum Paderborn u.a., werden wie bei Kampmann-Mertin nur aufgenommen, wenn ein deutlicher Bezug zur Stadt Paderborn erkennbar ist. Andere Literatur bleibt der (Nordrhein-)Westfälischen Bibliographie vorbehalten.

² Der „Informationsvorbehalt“ ist ein notwendiges, kein hinreichendes Kriterium. Kurztexzte mit Nachrichtencharakter z.B. werden nicht aufgenommen. Dies gilt insbesondere für solche aus diversen regionalen Periodica wie dem „Dom“ oder der „Warte“ (in ihren frühen Jahrgängen). Die Auswertung dieser „Meldungen“ muß eigenen Bibliographien vorbehalten bleiben, wie sie derzeit für die „Warte“ in Arbeit ist. Mit ihrem Erscheinen, wie dem der Paderborner Bibliographie 1946-1979, ist freilich erst im nächsten Millennium zu rechnen.

schon einen deutlichen Bezug zur Paderborner Stadt(geschichte) erkennen lassen. So macht es in einer Paderborner Bibliographie sicher keinen Sinn, alle Titel über Schlaun aufzunehmen, nur weil er zwei Jahre lang, und auch noch mit nur mäßigem Erfolg, das Theodorianum besucht hat. Die Titel, die sich aber etwa mit dem Neuhäuser Feuerwerk Schlauns befassen, finden selbstverständlich Aufnahme.

Von Personen, die in Paderborn geboren, womöglich aufgewachsen sind, aber ihre nachschulische Karriere anderswo durchliefen, werden allein biographische Titel aufgenommen, nicht jedoch solche diese Karriere betreffenden. Mag die Geburt als Aufnahmekriterium ausreichen, ist dies bei anderen Ereignissen nicht ganz so einfach entscheidbar. Soll die Priesterweihe in Paderborn genügen? Der Bearbeiter meint: nein. Aber Studium und Priesterweihe? Der Bearbeiter meint (derzeit): ja. Aber bis zum Erscheinen der Bibliographie kann sich diese Meinung noch ändern. Wie auch so manches andere. Das beruhigende aber ist: Die gesammelten, aber nicht im Druck erscheinenden Titel sind nicht verloren, sondern führen eine digitale Existenz in der AUGIAS-Bibliodatenbank des Stadtarchivs und sind hier abrufbar.

Eine noch nicht abschließend entschiedene Frage ist, ob literarische Schriften Paderborner Autoren aufgenommen werden sollen. Machte dies für Schriften von Jenny Aloni oder Therese Pöhler durchaus einen Sinn, ist die Aufnahme von etwa 100 Gedichten von Elisabeth Poganiuch-Flören aus dem „Dom“ und der „Warte“ sicher wenig sinnvoll. Eine Möglichkeit wäre, nur die selbständigen Schriften aufzunehmen und nur die, die in Paderborner Bibliotheken oder Archiven nachweisbar sind. Die beitragenden Schriften, wie Gedichte, Erzählungen u.a., behielten dann ebenfalls nur noch ihr digitales Dasein.¹

Für die Handhabung der Auswahlkriterien heißt dies in Kürze: Es ist einerseits ein beschränkendes Kriterium notwendig, damit die Bibliographie nicht überfrachtet und nicht unübersichtlich, eine Benutzung nicht unnötig

erschwert wird. Andererseits darf dieses Kriterium nicht zu enge Maßstäbe setzen, die bereits zu viel Wissen voraussetzen und damit die Benutzung der Bibliographie für einen Laien unattraktiv machen.

Wie in den anderen Bänden der Paderborner Bibliographie werden nicht berücksichtigt:

- Amtsblätter aller Art, wie Gesetzesblätter, Erlasse, Gerichtsentscheidungen;
- Telefonbücher und Fahrpläne;
- Firmenschriften, wie Geschäftsberichte (außer zu Jubiläen), Bilanzen, Verkaufskataloge, Prospekte, sowie vergleichbare Veröffentlichungen von Vereinen, Verbänden und Parteien, außer Sonderdrucken;
- Schulbücher, Vorlesungsverzeichnisse;
- Vortragsmanuskripte und Examensarbeiten, allgemein: graue Literatur nur dann, wenn sie sich in Bibliotheken nachweisen läßt;
- Flugschriften;
- Graphiken und Bildkalender;
- Veröffentlichungen in Tageszeitungen;
- Lexikon- und Handbuchartikel.

Handbücher? Nun, nicht jedes Buch, das sich Handbuch nennt, ist auch eines, nicht jedes Buch, das sich nicht Handbuch nennt, ist auch keines. Auch hier wird ausgewählt werden müssen, so daß die eine oder der andere den einen oder anderen Beitrag über Paderborn vermissen könnte.

Wo findet sich ein Titel in der Bibliographie?

Ist erst einmal entschieden, daß ein Titel es verdient aufgenommen zu werden, muß entschieden werden, welcher Klassifikation er zugeordnet wird. Wie oben bereits gesagt, stimmt die Systematik, stimmen die Klassifikationen des Bandes 1946-1979 weitestgehend mit der der anderen Bände überein. Grundsätzlich gilt: Welcher Klassifikation, welchen Klassifikationen ein Titel zugeordnet wird, richtet sich nach dem für Paderborn entscheidenden Inhalt des Textes. Klar! mag der Leser denken. Doch kann die Zuordnung durchaus irritierend wirken, wenn ein Buch über niederländische Universitäten nicht unter (10.6.13 Universitäten, Hochschulen) eingeordnet ist, sondern unter (03.2 Bevölkerungs- und Siedlungsgeschichte,

¹ Auch wenn dadurch einige Schätze verloren gingen wie z.B. ein schönes, der Erbauung dienendes Frühwerk von Erwin Grosche: „Oh, dieser Wind!“ In: Der Dom, 24 (1969), H. 43, S. 18.

Migration), da auch Paderborner Emigranten behandelt werden. Soweit die Regel, doch keine Regel ohne Ausnahme. So wird etwa Friedrich Wilhelm Weber aufgenommen, weil er Theodorianer war. Aber wer weiß das schon? Und deshalb rangiert er auch in der Bibliographie nicht unter (10.6.07 Schüler), sondern unter (10.5.2 Schriftsteller), auch wenn er nicht als Paderborner Schriftsteller bezeichnet werden kann. Aber unter Schriftsteller wird er nun einmal gesucht. Eine Notiz weist ihn dann als Theodorianer aus.

Gewöhnungsbedürftig wird sicher auch sein, daß z.B. Titel zu wirtschaftlichen Themen aus früheren Jahren („Die Wirtschaft Paderborns heute“ aus dem Jahre 1946) nicht unter (05.2 Wirtschaftsgeschichte) aufgeführt sind, sondern eher unter (05.1 Wirtschaft, Allgemeines). Denn es handelt sich ja um einen zeitgenössischen Titel, auch wenn die Zeit vergangen ist. Die Probleme, die der Autor als Historiker hätte (aus heutigem Blickwinkel in die Geschichte zu blicken), hat er als Zeitgenosse nicht gehabt. Deshalb gehört sein Beitrag auch nicht in die *Wirtschaftsgeschichte*.

Allgemein gilt: Die Zuordnung eines Titels zu den Klassifikationen unterliegt der Interpretation des jeweiligen Bearbeiters bzw. Benutzers. Ein schönes Beispiel sind die Heiligen: Gehören sie (nur) nach (11.1 Religiöses Leben, Allgemeines) oder eher/auch nach (03.4.4 Volksglaube). Auch die Lösung, eine eigene Klassifikation „Heilige“ einzurichten bringt keine echte Lösung, da auch hier entschieden werden müßte, ob sie eher unter (03. Volkskunde) oder unter (11. Religiöses Leben) einzurichten wäre. Atheisten tendierten sich eher zu (03. Volkskunde),

Durchschnittseuropäer eher zu unter (11. Religiöses Leben).

Ob des subjektiven Faktors spürt der Leser als künftiger Nutzer der Bibliographie vielleicht ein Unbehagen in sich aufkommen: Wer soll sich denn da zurechtfinden? Vermutlich gibt es ja noch mehr ungewöhnliche gewöhnungsbedürftige Zuordnungsüberlegungen! (Mit Sicherheit!) Dem ist nur der Rat des *Hitch Hiker's Guide to the Galaxy* zu empfehlen: Keine Panik! Für klare Ordnung und einwandfreies Auffinden aller Titel sorgen die verschiedenen Register. Die Bibliographie wird neben einem Autoren- und Herausgeber-, ein Personen- und vor allem ein Sachregister enthalten. Außerdem werden die Klassifikationen kurz erläutert werden.

Wie weit ist die Arbeit gediehen?

Ziemlich weit. Die Paderborner Bibliotheken sind durchgearbeitet, die wichtigsten Zeitschriften durchgesehen. Bis zum Sommer 1999 werden noch die Landesbibliotheken in Dortmund und Detmold nach Paderbornensia durchsucht werden. Zahlreiche, für Paderborn weniger wichtige Zeitschriften werden noch durchgesehen werden müssen. Die Ausbeute hier wird zwar gering, für den Benutzer aber um so lohnender sein, da er in diesen Zeitschriften eher nicht suchen wird. Bis zum Herbst ist die Titelaufnahme hoffentlich abgeschlossen, so daß es in die Feinarbeit, sprich in die technische Aufbereitung der Bibliographie gehen kann. Zu Beginn des nächsten Millenniums dann kann die Vorlage dem Verein für Geschichte an der Universität-GH Paderborn zum Druck übergeben werden.

Porträt

von Jutta Prieur-Pohl

An der Spitze des Staatsarchivs Detmold gab es vor kurzem eine personelle Veränderung. Neue Leiterin ist Dr. Jutta Prieur-Pohl, die unserer Bitte, ein kurzes Porträt über ihre Person zur Verfügung zu stellen, dankenswerterweise nachgekommen ist.

Gern nutze ich die Gelegenheit, mich den Leserinnen und Lesern der Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität-GH Paderborn als neue Leiterin des Nordrhein-Westfälischen Staatsarchivs Detmold und des Nordrhein-Westfälischen Personenstandsar-

chivs Westfalen-Lippe vorzustellen. Die enge Zusammenarbeit zwischen den Universitäten und den Archiven liegt mir sehr am Herzen da beide Seiten voneinander profitieren können.

In meiner eigenen Studienzeit an der Universität zu Köln bin ich nach dem Grundstudi-

um durch Leseübungen und siegelkundliche Seminare auf die rheinischen Archive aufmerksam geworden. Ein prägendes Erlebnis war es für mich, statt mit Quelleneditionen zu arbeiten, erstmals vor der Fotokopie einer mittelalterlichen Kaiserurkunde zu sitzen und sie mühsam Buchstabe für Buchstabe zu entziffern. Als Lohn für diese stundenlange Arbeit durften wir Studenten/innen schließlich im Stadtarchiv Köln die Originalurkunde Kaiser Friedrichs II. in den Händen halten. Von da an war meine Begeisterung für die Auseinandersetzung mit den Originalquellen geweckt.

Neben Geschichte und Germanistik studierte ich daher Historische Hilfswissenschaften, setzte mich also mit Heraldik, Sphragistik, Chronologie und Paläographie auseinander. Bei meiner Doktorarbeit über das Kölner Dominikanerinnenkloster St. Gertrud am Neumarkt konnte ich diese Kenntnisse gut gebrauchen, da ich vorwiegend unediertes Material auswerten mußte. Hier fand ich auch erstmals die Gelegenheit zu fächerübergreifendem Arbeiten, was mich seither immer aufs Neue fasziniert. Die Kölner Dominikanerinnen sind nicht nur für die religiöse Frauenbewegung des 13. Jahrhunderts von großer Bedeutung gewesen, sondern gleichzeitig ein Zentrum der rheinischen Mystik. Ihnen verdanken wir z.B. die Niederschrift der Predigten des Straßburger Mystikers Johannes Tauler, und somit die Überlieferung eines bedeutenden Teils seines literarischen Werkes.

Nach meiner archivischen Ausbildung am Staatsarchiv Detmold und am Institut für Archivwissenschaft im Marburg übernahm ich 1982 die Leitung des Stadtarchivs Wesel, das sich durch reiche Bestände seit dem Spätmittelalter auszeichnet. Die jährlich herausgegebenen Bände der Reihe „Studien und Quellen zur Geschichte von Wesel“ leisteten Beiträge zur niederrheinischen Landesgeschichte von der Ur- und Frühgeschichte bis hin zu Themen des 20. Jahrhunderts wie Luftlandung und Rheinübergang der Alliierten 1945 und Wiederaufbau. Zusammenfassend vorgestellt wurden diese Ergebnisse in der Stadtgeschichte aus dem Jahr 1991.

Ein Schwerpunkt meiner Arbeit war die Wissensvermittlung und die Sensibilisierung für Landesgeschichte durch die Zusammenarbeit mit Schulen und den rheinischen Universitäten sowie durch turnusmäßig Ausstellungen (z.B.



Dr. Jutta Pricur-Pohl

die Ausstellung zum Stadtjubiläum 1991 über die Hanse an Rhein, IJssel und Lippe) und Veranstaltung von Tagungen und Kolloquien. Durch Teamarbeit in den niederrheinischen Kommunalarchiven und in der Heresbach-Stiftung Kalkar konnte diese Arbeit auch überregional abgestimmt, koordiniert und in Veröffentlichungen präsentiert werden.

Meine eigenen Interessenschwerpunkte liegen in der Erforschung der religiösen Frauenbewegung des Spätmittelalters (Reformorden, Beginen, Devotio moderna), der rheinischen Reformationsgeschichte und Geschichte der Juden am Niederrhein.

Im archivischen Bereich habe ich mein Engagement besonders auf die Erhaltung und Restaurierung der Archivalien gelegt. Durch den Bau einer modernen Papierrestaurierungswerkstatt gelang es, ein Restaurierungszentrum für Hadempapiere (bis ca. 1850) und für die Instandsetzung alter Codices zu errichten, das in Auftragsarbeit für den gesamten niederrheinischen Raum arbeitet.

Die gewonnenen Erfahrungen lassen sich gut in meinen neuen Arbeitsbereich einbringen. Neben den archivischen Kernaufgaben der Bestandsbildung, -erschließung und -bewertung halte ich gerade die Öffentlichkeitsarbeit der Archive, die historische Bildungsarbeit und den engen Kontakt zu den Universitäten für unerlässlich.

Verfrühtes Jubiläum – oder: Paderborner Waschfrauen lockten Karl an die Paderquellen

Redaktionsbeitrag

Die lang umstrittene Frage der Gründung des Paderborner Bistums scheint durch einen Fund infolge einer Recherche zum Dreißigjährigen Krieg im Staatsarchiv Münster einer Antwort näher gerückt zu sein. Das Paderborner Domkapitel, deren Mitglieder vor den hessisch-schwedischen Bedrohungen in der Endphase des Dreißigjährigen Krieges nach Münster geflohen waren, standen im regen Kontakt mit ihren französischen Glaubensbrüdern in Le Mans. Über diese Verbindung wollten sie den französischen König bewegen, für den Erhalt des von den Hessen bedrohten Bistums zu intervenieren.¹ In einem bisher unbeachteten Schreiben, das im Staatsarchiv Münster als schwer leserliches Konzept vorliegt, wandte sich das Domkapitel am 5. Juni 1647 mit einem eindringlichen Appell an das Kapitel von Le Mans, um das Bistum von Paderborn vor dem endgültigen Untergang zu bewahren. Als Beleg ihrer Argumentation fügten die Domherren

ihrem Schreiben eine Abschrift der Kaiserurkunde Karls des Großen bei, die wohl mit hoher Wahrscheinlichkeit als Gründungsurkunde des Paderborner Bistums bezeichnet werden kann. Es steht zu vermuten, daß die Urkunde zusammen mit weiteren Beständen des Bistumsarchivs nach Münster in Sicherheit gebracht worden war. Als dann nach dem Abschluß des Westfälischen Friedens 1648 die Domherren, der Liboriuschrein und das Archiv nach Paderborn zurückkehrten, muß dieses zentrale Dokument der Paderborner Geschichte verloren gegangen sein.² Nachfragen im Bistumsarchiv haben ergeben, daß dort bis heute erfolglos nach einem Exemplar gesucht wird. Auch wenn die vorliegende Abschrift das Original nicht ersetzen kann, so scheint die Glaubwürdigkeit aber aufgrund des hohen diplomatischen Stellenwertes und der inneren Kohärenz sehr hoch zu sein.³

STAM Münster, Fürstentum Paderborn, Kanzlei Nr. 458:

Hochehrwürdige und hochwohlgeborene brüder in Christus.

Wie eure hochehrwürdigen bürder gnädigst aus der obbemelten Urkunde ersehen werden, ist die diözese Paderborn von dem allerchristlichsten Kaiser Karl höchstselbst am tag des heiligen martyrs Stephanus [26. Dezember] anno 800 fundirt [gegründet] worden. In immerwährenden Angedenk dieser segensreichen fundation appellieren wir in zeitten der höchsten bedrängnis an eure hochehrwürdigen brüder. In ansehung der tiefen verbundenheit dieser diözese mit dem ehrwürdigen capitell der diözese Le Mans bitten wir unsere brüder [...] unseren supplicen [Bittschriften] beim christlichen könig Ludwig für den erhalt unseres bistums Paderborn zu succuriren [helfen].

Münster, den 5. Junii anno 1647.

(C.) In nomine patris et filii et spiritus sancti.
Karolus serenissimus augustus et a deo
coronatus magnus pacificus imperator

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Karl, der sehr gnädige Augustus und von Gott gekrönte große und friedensbrin-

¹ Das Domkapitel berief sich auf die Verehrung des Heiligen Liborius, dessen Reliquien von Le Mans nach Paderborn im Jahr 836 überführt worden seien und die Gründung des Bistums durch Kaiser Karl den Großen. Vgl. den Briefwechsel bei Karl Fritz: Paderborn – Le Mans. Geschichte einer Städtefreundschaft. Paderborn 1977.

² Vgl. dazu Erzbistumsarchiv Paderborn, Metropolitankapitel Band XIII., Blatt 9f.

³ Die Auffindung der Ausfertigung des Schreibens im Bistumsarchiv von Le Mans würde den Quellenwert der vorliegenden Abschrift deutlich werden lassen. Eine entsprechende Anfrage blieb bisher unbeantwortet.

Romanum gubernans imperium, qui et per miserico[di]am dei rex Francorum et Langobardorum. Regni nostri augere honores credimus, si iustas petitiones sacerdotum vel ministrorum dei, cum nostris auribus prolate fuerint, perducimus ad effectum, ipsi enim pro stabilitate regni nostri vel anime nostre salute dei misericordiam frequentius exorant. Quapropter noverit omnium presentium futurorumque industr[ia], qualiter nos, synoda sancta kalendis decembris in ecclesia Romana sancti Petri principis apostolorum consulata, in loco qui vocatur urbs Caroli episcopatum fundamus. Cum consensu archiepiscopi Moguntiacy civitatis ecclesia urbis Caroli regatur ab episcopo Herbipolensy civitatis usque ad ordinationem cuiusdam episcopi ex genere Saxonum. Hoc loco, ubi quondam Saxones cultum haereticum colebant et columnam adorabant, quem Irminsul dicere solebant, ecclesiam mirae magnitudinis aedificavimus. Haec ecclesia episcopalis anno priore a Leone papa, qui veniens in Saxoniam a civium telorum militia sub Widochindo baptizato pretore honorifice susceptus et in urbem istam deductus erat, in honore sanctae virginis Mariae et sancti Kiliani dedicata est. Nos autem tunc ex castra de regione fontium Lippiac, quae vana et omnimodi sine hominibus est, ad urbem Karoli vulgo Patrisbrunnam profecti sunt ad recipiendum papam honorifice in nostro sede et ad accipiendum eum in nostro palatio cum Paderbornense pane et cervisa. Nobis advenientibus tunc Leo papa vestes suos a mulieribus lavantibus caris in Padra flumine purgari fecit. Nos autem praecipimus poetam saxonicum iuvenem nomine Idonem poematem rhythmicum suum de Karolo rege et Leone papa libris quattuor omnibus adstantibus gaudentibus cantare. His peractis sanctus papa laeto animo somnum capere in tentorium suum se recepit. Quomodo Constantinus imperator augustus aedificavit urbem et ecclesiam, nos autem urbem et ecclesiam ad Dei laudemque religionis christianae constitui fecimus. Quapropter donamus Deo famulantibus ecclesiae Paderbrunnensy et omnibus rebus eorum, scilicet curtibus et casis omnibusque aedificiis familiis ac mancipiis utriusque sexus agris pratis pascuis silvis aquis aquarumve

gende Kaiser, der das römische Reich beherrscht und der auch durch die Gnade Gottes König der Franken und Langobarden ist. Wir glauben die Würde unseres Reiches zu vermehren, wenn wir die gerechten Bitten der Priester und Dienstleute Gottes, sofern sie unseren Ohren kundgetan werden, in die Tat umsetzen, damit jene für den Bestand unseres Reiches und für das Heil unserer Seele die Barmherzigkeit Gottes noch häufiger erbitten. Deshalb möge die Tätigkeit aller gegenwärtigen und zukünftigen Menschen wissen, daß wir, nachdem es die heilige Synode am 1. Dezember in der römischen Kirche des heiligen Apostelfürsten Petrus beschlossen hat, an dem Ort namens Karlsburg ein Bistum gründen. Mit der Zustimmung des Erzbischofs von Mainz möge die Bischofskirche von Karlsburg von dem Würzburger Bischof bis zur Weihe eines Bischofs aus sächsischem Geschlecht geleitet werden. An dem Ort, wo einst die Sachsen heidnischen Kult betrieben und eine Säule anbeteten, die sie gewöhnlich Irminsul nannten, haben wir eine Kirche von wunderbarer Größe erbaut. Diese Kirche wurde im vorigen Jahr von Papst Leo, der nach Sachsen kam und von der Schützenbruderschaft unter ihrem Anführer, dem getauften Widukind, ehrenvoll empfangen und in die Stadt geführt worden ist, zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria und des heiligen Kilian geweiht. Wir aber brachen damals aus dem Lager im Gebiet der Lippequellen, das gänzlich menschenleer ist, nach Karlsburg auf, das auch Paderborn genannt wird, um den Papst an unserem Sitz ehrenvoll zu empfangen und ihn in unserer Pfalz mit Paderborner Brot und Bier zu bewirten. Als wir eintrafen, ließ der Papst gerade seine Gewänder von den lieblichen Waschfrauen in der Pader reinigen. Wir aber ordneten an, daß der junge sächsische Dichter namens Ido sein rhythmisches Gedicht über König Karl und Papst Leo, das aus vier Büchern besteht, zur Freude aller Umstehenden vorträgt. Nachdem dies beendet war, zog sich der Papst frohen Herzens zum Schlafen in sein Zelt zurück. Wie Kaiser Konstantin eine Stadt und eine Kirche erbaut hat, so haben wir ebenfalls eine Stadt und eine Kirche zum Lob Gottes und der christlichen Religion errichten lassen. Deshalb schenken wir den Dienern Gottes der Kirche von Paderborn und allen ihren Bestitzümern, nämlich Höfen, Häusern und allen Gebäuden, Leibeigenen und Sklaven beiderlei Geschlechts, Äckern, Wiesen, Weiden, Wäldern, Gewässern, Wasserläufen,

decursibus molinis piscationibus viis et inviis accessibus et regressibus cultis et incultis mobilibus et immobilibus et omnibus iuste ac legitime ad eis aspicientibus, securitatem et tuitionem nostram. Et ut hec nostra auctoritas stabilis permaneat et per futura tempora melius conservetur, hanc cartam iussu nostro conscriptam manu propria confirmantes anuli nostri impressione sigillari iussimus.

Signum domni Karoli gloriosissimi imperatoris.

Genesisius advicem Ercanbaldi scripsi.

Data VII. kal. jan. anno primo Christo propitio imperii nostri et XXXIII regni nostri in Francia atque XXVIII in Italia; actum Roma in ecclesia sancti Petri principis apostolorum, ubi ipse in corpore requiescit; in dei nomine feliciter amen.

An dieser Stelle seien einige Hinweise auf die Bedeutung des seit langem schmerzlich vermißten Dokuments für die Paderborner Geschichte erlaubt. Auch wenn hier noch keine abschließende Interpretation vorgelegt werden kann, so ist doch die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß diese Urkunde – übrigens die erste nachgewiesene Kaiserurkunde Karls des Großen überhaupt – in einer ganzen Reihe von Forschungsfragen zu bahnbrechenden Erkenntnissen führen wird. Zunächst ist nun endgültig Klarheit über das genaue Datum der Bistumsgründung geschaffen. Die Vermutung von führenden Kirchenhistorikern, daß 799 mit dem Zusammentreffen Karls und Leos in Paderborn auch die sächsische Kirchenorganisation festgelegt wurde, ist nicht mehr haltbar.¹ Zwar spricht auch weiterhin nichts dagegen, daß auf diesem Treffen hierüber gesprochen wurde; die faktische Gründung ist aber erst mit dem zweiten Weihnachtsfeiertag des Jahres 800 anzusetzen. Dies macht auch insofern Sinn, als

¹ Vgl. u.a. Karl Brandt und Leo Hengst: Das Erzbistum Paderborn: Geschichte, Personen Dokumente. Paderborn 1989. Hier S. 16f.

Mühlen, Fischereirechten, Straßen und unwegsamen Gelände, Zu- und Ausfahrten, bebauten und unbebauten Flächen, allen beweglichen und unbeweglichen Dingen sowie allem recht- und gesetzmäßigem Zubehör, unsere Sicherheit und unseren Schutz. Und damit diese unsere Bestimmung Festigkeit habe und in zukünftigen Zeiten noch mehr eingehalten werde, haben wir angeordnet, daß diese Urkunde, die auf unseren Befehl geschrieben wurde und die wir mit unserer eigenen Hand bekräftigt haben, durch den Aufdruck unseres Sigels gekennzeichnet werde.

Zeichen des überaus ruhmreichen Kaisers Karl.

Ich, Genesisius, habe anstelle des Erkanbald unterzeichnet.

Gegeben am 26. Dezember, durch die Gunst Gottes im ersten Jahr unseres Kaisertums und im 33. unserer Königsherrschaft im Frankenreich und im 28. in Italien. Ausgestellt in der Kirche des heiligen Apostelfürsten Petrus in Rom, wo er in seinem Körper ruht. Glückliche Namen Gottes. Amen.

daß ein Papst, dessen Amtszeit in Rom abgelaufen war, wohl kaum der richtige Partner für Karl gewesen sein dürfte, so weitreichende Entscheidungen zu treffen. Erst als seine weitere berufliche Zukunft in Rom sichergestellt war, kam er Karl als Kaisermacher und Bistumsgründer gerade recht.

Aber auch andere Mythen werden durch die vorliegende Urkunde an das Licht der Wahrheit gezerrt. Die Stadt Lippspringe hat sich wohl mit ihrem sturen Festhalten an der 1200jährigen Geschichte etwas weit aus dem Fenster gelehnt. Wie aus Fachkreisen schon längst vermutet, hatte zwar Karl der Große an den Lippequellen ein Heerlager errichtet,² doch von menschlicher Besiedlung oder gar Stadtgründung keine Spur. Vielmehr nutzte er die „menschenleere Gegend“ zum campieren und ließ seine Streitmacht dort weiden.

Dies ist auch für die Geschichte der Stadt Paderborn von Bedeutung, da nun zweifelsfrei alle neun Aufenthalte Karls in seiner „Karls-

² Karl Balzer: „Lippiagyspringia in Saxonia“. In: Leo Pavlicic (Beab.): Lippspringe – Beiträge zur Stadtgeschichte. Paderborn 1995. Hier S. 69.

burg“ zu lokalisieren sind. Es kann wohl kaum als Überstrapazierung des knappen Wortlautes der Urkunde bezeichnet werden, wenn man die besondere Anziehungskraft Paderborns auf seine schon zu fränkischer Zeit gerühmten Spezialitäten Brot und Bier zurückführt. Nicht zuletzt werden es aber die „lieblichen Waschfrauen“ gewesen sein, die Karl an den Ort der Paderquellen gelockt haben. Ihre Bronzefiguren erinnern bis heute an die Wirkmächtigkeit des weiblichen Geschlechts in der Geschichte der Stadt Paderborn.¹

Die eigentliche Sensation dieser Urkunde liegt aber in der Umbenennung Paderborns in Karlsburg. Galt die Bezeichnung Karlsburg schon dem visionären Geschichtsforscher Karl Hauk als Hinweis auf die Parallelität von Paderborn und Konstantinopel, so verhinderten doch die fehlenden Belegstellen in den 90er Jahren des achten Jahrhunderts den Durchbruch seiner Hypothese.² Nun aber steht eindeutig fest, daß die Umbenennung Paderborns in Karlsburg in programmatischer Absicht erfolgte. Wie Kaiser Konstantin wollte Karl einen Ort des Unglaubens und des heidnischen Kultes zum Zentrum der weltlichen und religiösen Erneuerung machen. Hierzu ließ er repräsentative Prachtbauten errichten und eine Kirche von „staunenswerter“ Größe durch den Papst weihen. Nicht zuletzt der Besuch des Papstes, der zum ersten mal seit mehr als 50 Jahren wieder über die Alpen zog, belegt in eindrucksvoller Weise, daß Karl „seinen Sitz“ zu einem neuen Zentrum von europäischem Rang ausbaute. Die Kaiserkrönung und die Errichtung des Paderborner Bistums in Rom bildeten in diesem Prozeß den

glanzvollen Höhepunkt einer Entwicklung, die schon 777 mit dem ersten Reichstag auf sächsischen Boden begonnen hatte und auf nicht weniger zielte, als in Sachsen – genauer in Paderborn – die Hauptstadt eines europäischen Kaiserreiches zu bauen. Diesen kühnen Plan konnte Karl der Große fassen, da er sich nach langer Überzeugungsarbeit der rückhaltlosen Unterstützung der Sachsen gewiß sein konnte. Nicht zuletzt der Paderborner Bürgerschützenverein, der mit seinen schimmernden Waffen und wehenden Fahnen dem Papst eine unvergeßliche Begrüßung bereitet hatte, offenbarte der ganzen damals bekannten Welt, daß in Sachsen ein militärisches Potential erwachsen war, das seinesgleichen suchte.³ Auf diese starken Männerarme gestützt konnte Karl es wagen, die „weibliche Herrschaft“⁴ der Kaiserin Irene in Byzanz herauszufordern und sich selbst durch Papst Leo zum Kaiser krönen zu lassen. Die aktive Rolle des Schützenvereins im Zusammentreffen von Karl und Leo sollte die Stadt veranlassen, der Bronzefigur von Bücker den legendären Sachsenherzog und Schützenoberst Widukind hinzuzufügen. Welche Intrigen und höfischen Ränke dazu führten, daß Karl seine Residenz nach Aachen verlegte, wird durch intensive historische Arbeit ans Licht gebracht werden. Der Vergleich mit dem Umzug der Bundeshauptstadt nach Berlin jedenfalls drängt sich auf. Für Paderborn aber bleibt die Hoffnung, daß es in einer europäischen Union als Wiege des christlichen Europas wiederentdeckt wird.

¹ Die schon seit langem als quälend empfundene Diskussion um die Bronzefiguren wird aufgrund dieser Tatsache nun endgültig verstummen.

² Vgl. Karl Hauk: Karl als neuer Konstantin 777. Die archäologischen Entdeckungen in Paderborn in historischer Sicht. Frühmittelalterliche Studien 20, 1986, S. 513-535.

³ Leo Tenge, der schon legendäre Schützenpapst, hatte vollkommen richtig gehandelt, als er den Ursprung der Schützenbruderschaft im frühen Mittelalter suchte. Diese Urkunde ist ein schlagender Beleg für seine mutige Forschung, auch wenn nun die Gründung um weitere 100 Jahre vorverlegt werden muß. Vgl. Leo Tenge: Paderborn – beschützen und bewahren. Paderborn 1996.

⁴ Annales Laureshamenses, MGH SS 1, S. 37f.